P. o. gall. 303 s/(9,4-6

Das

belletristische Europa

9. Band. 4—6. Lfg.

Die Dame von Monsoreau.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1846.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

In der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen übrigen Buchhandlungen zu haben:

Der wahre Arzt für das Volk,

oder

die Kunst das menschliche Leben zu verlängern,

und

alle Gefahren welche dasselbe bedrohen, zu verhüten.

600 der besten Hausarzneimittel gegen alle Krankheiten der Menschen, dann eine ausführliche Beschreibung der Wunderkräfte des kalten Wassers, und eine vollständige

Haus- und Reise-Apotheke

enthaltend.

8. geh. Velinp. 15 ggr. od. 1 fl.

☞ Alle Jene, welche nach dieser von einem unserer gelehrtesten Aerzte verfaßten Anweisung ihr Leben einrichten, werden ein hohes glückliches Alter erreichen, und von Krankheiten möglichst verschont bleiben. Auch für die Pflege der körperlichen Schönheit und Auferziehung der Kinder findet man die erschöpfendste Anweisung darin.

Wir machen aus dem reichhaltigen Inhalt blos folgende ausführlich behandelte Krankheiten namhaft:

Ansteckung. — Augenschwäche. — Augenentzündung. — Ausschläge. — Bauchgrimmen. — Blähungen. — Blutschwüre. — Blutstillung. — Brandschaden. — Catarrh. — Congestionen. — Diarrhoe. — Engbrüstigkeit. —

Die

Dame von Monsoreau.

Historisch-romantisches Sittengemälde

aus den Zeiten

Heinrich's III., Königs von Frankreich.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1846.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Wer Diane von Meridor war.

Bussy stand auf, von seinem Glücke ganz betäubt, und trat mit Diane in den Salon, welchen Herr von Monsoreau so eben verlassen hatte. Er schaute Diane mit dem Erstaunen der Bewunderung an; er hatte nicht glauben können, daß die Dame, welche er suchte, die Vergleichung mit der Dame seines Traumes auszuhalten vermöge, und nun übertraf die Wirklichkeit Alles, was er für ein Spiel seiner Einbildungskraft erachtet hatte.

Diane zählte achtzehn oder neunzehn Jahre, das heißt: sie lebte in jenem ersten Glanze der Jugend und Schönheit, welcher der Blüte ihr reinstes Colorit, der Frucht ihren lieblichsten Sammet verleiht; man konnte sich am Ausdrucke von Bussy's Blicke nicht täuschen; Diane fühlte sich bewundert, und es gebrach ihr an Kraft, Bussy aus seiner Entzückung zu ziehen. Endlich sah sie ein, daß sie dieses Schweigen brechen müsse, das zu beredt war.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Sie haben die Eine von meinen Fragen beantwortet, aber nicht die Andere; ich

habe Sie gefragt, wer Sie wären, und Sie haben es mir gesagt; aber ich habe auch gefragt, auf welche Art Sie sich hier befinden, und auf diese Frage haben Sie nichts geantwortet."

„Madame," erwiederte Bussy, „aus einigen Worten, die ich von Ihrer Unterredung mit Herrn von Monsoreau erlauschte, hab' ich ersehen, daß die Ursachen meiner Anwesenheit ganz natürlich aus der Erzählung hervorgehen würden, welche Sie mir zu versprechen so gütig waren. Haben Sie mir nicht eben erst freiwillig gesagt, daß ich erfahren sollte, wer Sie wären?"

„O ja, Graf, ich werde Ihnen Alles erzählen," antwortete Diane; „Ihr Name hat mir genügt, um mir alles Vertrauen einzuflößen; denn Ihren Namen hab' ich oft als den Namen eines Mannes von Muth, Loyalität und Ehre nennen gehört, der alles Vertrauen verdiene."

Bussy verbeugte sich.

„Aus dem Wenigen, was Sie vernommen haben," sagte Diane, „haben Sie erfahren können, daß ich die Tochter des Barons von Meridor, das heißt: die einzige Erbin eines der edelsten und ältesten Namen von Anjou bin."

„Es gab," versetzte Bussy, „einen Baron von Meridor, der, obgleich er zu Pavia seine Freiheit retten konnte, den Spaniern seinen Degen auslieferte, als er erfuhr, daß der König gefangen sey, und, nachdem er nur um die einzige Gnade bat, Franz I. nach Madrid

begleiten zu dürfen, seine Gefangenschaft theilte, und ihn nur verließ, um nach Frankreich zur Unterhandlung wegen seines Lösegeldes zu gehen."

„Das ist mein Vater, mein Herr, und wenn Sie jemals in den großen Saal des Schlosses Meridor treten, werden Sie das zum Andenken dieser Hingebung ihm geschenkte Porträt des Königes Franz I. von der Hand des Leonardo da Vinci sehen."

„Ah!" erwiederte Bussy, „damals wußten die Fürsten noch ihre Diener zu belohnen."

„Nach seiner Rückkehr aus Spanien vermählte sich mein Vater. Die zwei ersten Kinder, zwei Söhne, starben. Dieß war ein großer Schmerz für den Baron von Meridor, der die Hoffnung verlor, in einem Erben sich wieder aufleben zu sehen. Bald starb auch der König, und der Schmerz des Barons ging in Verzweiflung über; er verließ einige Jahre nachher den Hof, und lebte mit seiner Familie einsam in seinem Schlosse Meridor. Hier wurde ich, wie durch ein Wunder, zehn Jahre nach dem Tode meiner Brüder geboren. Dann trug der Baron seine ganze Liebe auf das Kind seines vorgerückten Alters über; seine Liebe zu mir war nicht Zärtlichkeit, war Vergötterung. Drei Jahre nach meiner Geburt verlor ich meine Mutter; gewiß, dieß war eine neue Herzensangst für den Baron. Allein zu jung, um zu begreifen, was ich verloren hatte, hörte ich nicht auf, zu lächeln, und dieses Lächeln tröstete ihn über den Tod meiner Mutter.

„Ich wuchs heran, ich entwickelte mich unter seinen Augen. Wie ich ihm Alles war, war der arme Vater mir Alles. Ich erreichte mein sechszehntes Jahr, ohne zu vermuthen, daß es noch eine andere Welt gebe, als diese meiner Schafe, meiner Pfaue, meiner Schwäne und meiner Turteltauben, ohne daran zu denken, daß dieses Leben jemals enden müßte, und ohne zu wünschen, daß es ende.

„Das Schloß Meridor war von großen Wäldern, dem Herzoge von Anjou gehörend, umgeben; sie waren mit Damhirschen, mit Rehen und Hirschen bevölkert, die Niemand zu stören gedachte, und welche durch die ihnen vergönnte Ruhe zahm wurden; Alle waren mehr oder minder mit mir bekannt; einige waren so gut an meine Stimme gewöhnt, daß sie herbeirannten, wenn ich ihnen rief; eine Hirschkuh unter andern, mein Schützling, mein Liebling, Daphne, die arme Daphne, kam, um mir aus der Hand zu fressen.

„Ein Frühlingsmonat verfloß einst, ohne daß ich sie sah; ich hielt sie für verloren, und hatte sie wie eine Freundin beweint, als ich sie plötzlich wieder mit zwei Hirschkälbern erscheinen sah; anfangs fürchteten sich die Jungen vor mir; als sie aber ihre Mutter mir liebkosen sahen, begriffen sie, daß sie nichts zu fürchten hätten, und liefen mir auch liebkosend zu.

„Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß der Herzog von Anjou einen Untergouverneur in die Hauptstadt der Provinz gesendet habe. Einige Tage nachher

erfuhr man, daß dieser Untergouverneur angekommen sey, und Graf von Monsoreau hieße. Warum war mein Herz bei diesem Namen beklommen, als ich ihn aussprechen hörte? Ich kann mir diesen schmerzlichen Eindruck nur durch eine Ahnung erklären.

„Acht Tage verflossen. Man sprach im ganzen Lande viel und sehr verschieden von dem Seigneur von Monsoreau. Eines Morgens wiederhallten die Wälder vom Klange des Waldhorns und dem Gebelle der Hunde; ich eilte zum Parkgitter, und kam gerade recht, um Daphne schnell wie der Blitz, von einer Meute verfolgt, vorbeirennen zu sehen; ihre beiden Jungen folgten ihr. Einen Augenblick nachher, auf einem Rappen, welcher Flügel zu haben schien, sprengte, einer Erscheinung gleich, ein Mann vorbei; Herr von Monsoreau war's.

„Ich wollte einen Schrei ausstoßen; ich wollte um Gnade für meinen armen Schützling bitten; aber er hörte meine Stimme nicht, oder gab nicht darauf Acht, so sehr war er vom Jagdeifer hingerissen. Dann, ohne an die Besorgniß zu denken, die ich meinem Vater verursachen mußte, wenn er meine Abwesenheit bemerken würde, lief ich in der Richtung fort, wohin ich die Jagd sich entfernen gesehen hatte; ich hoffte, entweder den Grafen selbst zu treffen, oder Einige von den Leuten seines Gefolges, und sie zu bitten, diese Verfolgung zu unterbrechen, welche mir das Herz zerriß.

„Also laufend, legte ich eine halbe Meile zurück, ohne zu wissen, wohin ich lief; seit langer Zeit hatte

ich Hirschkuh, Meute und Jäger aus den Augen verloren. Bald hörte ich auf, das Gebell zu hören; ich sank an den Fuß eines Baumes hin, und begann zu weinen. Ich war etwa eine Viertelstunde lang da, als ich in der Ferne den Jagdlärm zu vernehmen glaubte, ich täuschte mich nicht; dieser Lärm näherte sich von Moment zu Moment; in einem Augenblicke kam er so nahe, daß ich nicht zweifelte, die Jagd müsse auf die Tragweite meines Blickes vorüberziehen. Ich stand plötzlich auf, und stürzte in der Richtung fort, welche sie verkündete. Wirklich sah ich die arme Daphne keuchend über eine Waldblösse rennen; sie hatte nur noch ein Junges, das andere, der Ermüdung unterlegen, war ohne Zweifel von den Hunden zerrissen worden. Sie selbst war sichtbar erschöpft, der Abstand zwischen ihr und der Meute minder groß, als das Erstemal, ihr Lauf in ruckweise Sprünge verwandelt, und an mir vorübereilend röhrte sie traurig.

„Wie das Erstemal strengte ich mich vergebens an, gehört zu werden. Herr von Monsoreau sah nur das Thier, welches er verfolgte; er sprengte noch schneller vorbei, als ich ihn früher reiten gesehen hatte, das Waldhorn am Munde, und wüthend blasend. Hinter ihm eiferten einige Rüdenführer die Hunde mit dem Waldhorne und Zurufe an. Dieser Wirbel von Gebell, Fanfaren und Geschrei tobte wie ein Sturm vorüber, verschwand in der Tiefe des Waldes, und verhallte in der Ferne.

„Ich war in Verzweiflung; ich sagte bei mir, daß, wenn ich nur um fünfzig Schritte weiter vorne, am Saume der Waldblösse, die er durchritt, gewesen wäre, er mich gesehen, und dann ohne Zweifel auf meine Bitte dem armen Thiere Gnade geschenkt hätte.

„Dieser Gedanke beseelte wieder meinen Muth, die Jagd konnte zum Drittenmale in meinem Bereiche vorüberziehen. Ich schlug einen ganz mit Bäumen gesäumten Weg ein, den ich als zum Schlosse Beaugé führend erkannte. Dieses Schloß, welches dem Herrn Herzoge von Anjou gehörte, lag etwa drei Meilen von dem Schlosse meines Vaters. Gleich nachher erblickte ich es, und erst dann fiel es mir ein, daß ich drei Meilen zu Fuß gemacht hatte, und daß ich allein und sehr weit vom Schlosse Meridor wäre.

„Ich gestehe, daß ein unbestimmter Schrecken sich meiner bemächtigte, und ich erst in diesem Augenblicke an die Unvorsichtigkeit und selbst an die Unschicklichkeit meines Benehmens dachte. Ich ging das Ufer des Weihers entlang; denn ich wollte den Gärtner, einen braven Mann, der, als ich mit meinem Vater dahin gekommen war, mir prächtige Blumensträuße gegeben hatte, ich wollte, sag' ich, den Gärtner bitten, mich heimzuführen, als sich plötzlich die Jagd von Neuem vernehmen ließ. Ich blieb unbeweglich, lauschend. Der Lärm ward stärker. Ich vergaß Alles. Fast in demselben Momente sprang auf der andern Seite des Teiches die Hirschkuh aus dem Walde, aber so nahe verfolgt, daß

sie erreicht werden mußte. Sie war allein; auch ihr zweites Junge hatte unterlegen; der Anblick des Wassers schien ihr wieder Kräfte zu geben; sie zog die Kühle mit ihren Nüstern ein, und stürzte sich in den Teich, wie wenn sie zu mir hätte kommen wollen.

„Anfangs schwamm sie schnell, und schien ihre ganze Energie wieder gefunden zu haben. Ich schaute sie an, die Thränen in den Augen, die Arme ausgestreckt, und fast eben so keuchend, wie sie; aber unmerkbar erschöpften sich ihre Kräfte, während dagegen jene der von dem nahen Jägerrechte angeeiferten Hunde sich zu verdoppeln schienen. Bald erreichten die gierigsten Hunde sie, und sie hörte auf, fortzuschwimmen, durch ihren Biß festgehalten. In diesem Augenblicke erschien Herr von Monsoreau am Saume des Waldes, eilte zum Teiche, und sprang von seinem Pferde. Nun bot ich alle meine Kräfte auf, um mit gefalteten Händen zu schreien: Gnade! Es dünkte mir, daß er mich gehört hatte, und ich schrie wieder, und stärker, als das Erstemal. Er hörte mich, denn er hob den Kopf empor, und ich sah ihn zu einem Nachen eilen, den er losknüpfte, und womit er rasch auf das Thier zu ruderte, welches inmitten der ganzen Meute, die es erreicht hatte, zappelte. Ich zweifelte nicht, daß Herr von Monsoreau, durch meine Stimme, meine Geberden und Bitten bewegt, sich so beeilte, um der Hirschkuh Hülfe zu bringen, als ich ihn, da er auf Stoßweite zu Daphne gekommen war, sein Jagdmesser ziehen sah; von diesem zuckte durch ei-

nen sich darin spiegelnden Sonnenstrahl ein Blitz auf; dann verschwand der Blitz; ich stieß einen Schrei aus; die ganze Klinge war in die Kehle des armen Thieres gedrungen. Ein Blutborn schoß heraus, das Wasser des Teiches roth färbend. Die Hirschkuh röhrte auf eine klägliche und schmerzliche Weise, schlug das Wasser mit ihren Füssen, richtete sich fast gerade empor, und sank todt zurück.

„Ich stieß einen fast eben so schmerzlichen Schrei aus, wie der ihrige, und fiel ohnmächtig auf die Böschung des Weihers hin. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette in einem Zimmer des Schlosses Beaugé, und mein Vater, den man hatte holen lassen, weinte an meinem Pfühle.

„Da es nur eine nervöse Krisis war, ohne Zweifel durch die übergroße Anstrengung im Laufen veranlaßt, konnte ich am andern Morgen nach Meridor zurückkehren. Dennoch hütete ich einige Tage das Zimmer. Am vierten Tage sagte mir mein Vater, daß während der ganzen Zeit, da ich leidend gewesen, Herr von Monsoreau, der mich in dem Augenblicke gesehen hatte, da man mich ohnmächtig forttrug, gekommen sey, um sich nach mir zu erkundigen; er sey äusserst betrübt gewesen, als er vernommen, daß er die unfreiwillige Ursache dieses Unfalles war, und habe gebeten, mir seine Entschuldigungen zu hinterbringen, mit dem Bemerken, daß er nur glücklich seyn könne, wenn er die Verzeihung aus meinem Munde vernähme.

„Die Weigerung, ihn zu empfangen, wäre lächerlich gewesen; daher gab ich nach, ungeachtet meines Widerwillens. Am folgenden Tage erschien er; ich hatte das Lächerliche meiner Lage begriffen; die Jagd ist ein Vergnügen, welches sogar die Damen oft theilen; ich lehnte also einigermassen diese lächerliche Gemüthsbewegung ab, und schob die Schuld auf die Zärtlichkeit, die ich für die arme Daphne hegte. Nun spielte der Graf den Verzweiflungsvollen, und schwur mir mehr als zwanzigmal auf seine Ehre, daß er, wenn er meine Theilnahme an seinem Opfer gekannt hätte, ein großes Glück darin würde gefunden haben, seiner zu schonen; seine Betheuerungen überzeugten mich jedoch nicht, und der Graf entfernte sich, ohne den schmerzlichen Eindruck in meinem Herzen verwischen gekonnt zu haben, den er darauf gemacht hatte.

„Fortgehend bat der Graf meinen Vater um die Erlaubniß, wiederzukommen. Er war in Spanien geboren, in Madrid erzogen worden, und dieß ein Reiz für den Baron, von einem Lande zu sprechen, worin er so lange Zeit geblieben war. Uebrigens war der Graf von guter Geburt, Untergouverneur der Provinz, Günstling, sagte man, des Herzogs von Anjou; mein Vater hatte keinen Grund, ihm diese Bitte zu versagen, die ihm gewährt wurde.

„Ach! von diesem Momente an hörte, wo nicht mein Glück, mindestens meine Ruhe auf. Bald überzeugte ich mich von dem Eindrucke, den ich auf den

Grafen gemacht hatte. Anfangs war er wöchentlich nur einmal gekommen, dann zweimal, dann endlich täglich. Voll Aufmerksamkeiten für meinen Vater hatte der Graf ihm gefallen. Ich sah das Vergnügen, welches der Graf im Gespräche mit ihm empfand, das stets jenes eines überlegenen Mannes war. Ich wagte es nicht, mich zu beklagen; denn worüber sollte ich mich beklagen? Der Graf war galant mit mir, wie mit einer Geliebten, ehrerbietig, wie mit einer Schwester.

„Eines Morgens trat mein Vater mit einer ernsteren Miene, als gewöhnlich, in mein Zimmer; sein Ernst hatte jedoch etwas Fröhliches. „„Mein Kind,““ sagte er zu mir, „„Du hast mir immer versichert, daß Du glücklich wärest, mich nicht zu verlassen?““

„O! mein Vater,“ rief ich aus, „Sie wissen es, dieß ist mein theuerster Wunsch.“

„„Wohlan! meine Diane,““ fuhr er fort, sich bückend, um mich auf die Stirne zu küssen, „„es liegt nur an Dir, Deinen Wunsch erfüllt zu sehen.““

„Ich vermuthete, was er sagen wollte, und erblich so furchtbar, daß er stehen blieb, bevor er meine Stirne mit seinen Lippen berührte.“

„„Diane! mein Kind!““ rief er aus, „„o! mein Gott, was fehlt Dir denn?““

„Herr von Monsoreau, nicht wahr?“ stammelte ich.

„„Nun denn?““ fragte er erstaunt.

„O! niemals, mein Vater, wenn Sie irgend Erbarmen mit Ihrer Tochter haben, niemals!“

„„Diane, meine Liebe,““ versetzte er; „„es ist nicht Erbarmen, was ich für Dich fühle, es ist Vergötterung, Du weißt es; nimm acht Tage Bedenkzeit, und wenn in acht Tagen . . .““

„O! nein, nein,“ rief ich aus, „das ist überflüßig, nicht acht Tage, nicht vierundzwanzig Stunden, nicht eine Minute. Nein, nein, o! nein.“ Und ich zerfloß in Thränen.

„Mein Vater betete mich an; nie hatte er mich weinen sehen; er schloß mich in seine Arme, und beruhigte mich mit wenigen Worten; er hatte mir sein Edelmannswort gegeben, daß er nie mehr von dieser Heirath sprechen würde. Wirklich verfloß ein Monat, ohne daß ich Herrn von Monsoreau sah, und ohne daß ich von ihm sprechen hörte. Eines Morgens erhielten mein Vater und ich eine Einladung, uns bei einem großen Feste einzufinden, welches Herr von Monsoreau dem Bruder des Königes geben mußte, der die Provinz besuchte, deren Namen er trug. Dieses Fest fand im Stadthause von Angers Statt. Diesem Briefe war eine persönliche Einladung des Prinzen beigefügt, der meinem Vater schrieb, daß er sich erinnerte, ihn ehemals am Hofe des Königs Heinrich gesehen zu haben, und daß er ihn mit Vergnügen wieder sehen würde.

„Meine erste Regung war, meinen Vater zu bitten, die Einladung abzulehnen, und sicher würde ich darauf bestanden seyn, wäre sie nur im Namen des Herrn von Monsoreau gemacht gewesen; aber der Prinz war bei

der Einladung betheiliget, und mein Vater befürchtete, Seine Hoheit durch eine Ablehnung zu beleidigen."

„Wir begaben uns also zu diesem Feste: Herr von Monsoreau empfing uns, wie wenn zwischen uns gar nichts vorgefallen wäre; sein Benehmen gegen mich war weder gleichgiltig noch geziert; er behandelte mich, wie alle übrigen Damen, und ich fühlte mich glücklich, von seiner Seite nicht der Gegenstand irgend einer Auszeichnung, in guter oder schlimmer Hinsicht, gewesen zu seyn."

„Dieß war nicht der Fall von Seite des Herzogs von Anjou. Sobald er mich gewahrte, heftete sich sein Blick auf mich, um nicht mehr von mir zu scheiden. Ich fühlte mich unter dem Eindrucke dieses Blickes unbehaglich, und ohne meinem Vater das zu sagen, was mich zu wünschen bewog, den Ball zu verlassen, bestand ich so dringend darauf, daß wir zu den Ersten gehörten, die sich entfernten.

„Drei Tage nachher kam Herr von Monsoreau nach Meridor; ich sah ihn von weitem in der Einfahrt des Schlosses, und begab mich in mein Zimmer. Ich fürchtete, mein Vater möchte mich rufen lassen; aber es geschah nicht. Nach einer halben Stunde sah ich Herrn von Monsoreau fortziehen, ohne daß mich Jemand von seinem Besuche in Kenntniß gesetzt hätte. Noch mehr, mein Vater sprach von ihm gar nicht mit mir; nur glaubte ich, daß er nach diesem Besuche des Untergouverneurs düsterer als gewöhnlich war."

„Einige Tage verflossen wieder. Ich kam von einem Spaziergange in die Umgebung zurück, als man mir bei meinem Eintritte sagte, daß Herr von Monsoreau bei meinem Vater wäre. Der Baron hatte einigemale nach mir gefragt, und einigemale sich mit Besorgniß nach dem Orte erkundiget, wohin ich gegangen seyn könnte. Er hatte Befehl gegeben, daß man ihm meine Rückkunft melde.

„In der That war ich kaum in mein Zimmer getreten, als mein Vater herbeieilte. „„Mein Kind,““ sagte er zu mir, „„ein Grund, den Du nicht näher zu kennen brauchst, zwingt mich, auf einige Tage von Dir mich zu trennen; frage mich nicht, sondern denke nur, daß dieser Grund sehr dringend seyn muß, weil er mich bestimmt, eine Woche, vierzehn Tage, vielleicht ein Monat zu leben, ohne Dich zu sehen.““

„Ich schauderte, obgleich ich nicht errathen konnte, welcher Gefahr ich ausgesetzt war. Aber dieser zweimalige Besuch des Herrn von Monsoreau weissagte mir nichts Gutes.“

„Und wohin muß ich gehen, mein Vater?“ fragte ich.

„„In das Schloß Lude, zu meiner Schwester, wo Du allen Augen verborgen bleiben wirst. Was Deine Ankunft betrifft, wird man Sorge tragen, daß sie während der Nacht geschehe.““

„Werden Sie mich nicht begleiten?“

„„Nein, ich muß hier bleiben, um den Verdacht abzuwenden; die Hausgenossen selbst werden nicht wissen, wohin Du gehest.““

„Aber wer wird mich begleiten?“

„„Zwei Männer, auf die ich mich verlassen kann.““

„O mein Gott! mein Vater!“

„Der Baron umarmte mich.“ „„Mein Kind,““ sagte er, „„es muß seyn.““

„Ich kannte die Liebe meines Vaters zu mir so sehr, daß ich nicht länger widerstrebte, und ich ihn um keine weitere Erklärung bat; nur wurde verabredet, daß Gertraud die Tochter meiner Amme, mich begleiten sollte.“

„Mein Vater verließ mich, indem er mir auftrug mich bereit zu halten. Um acht Uhr Abends, es war sehr finster und sehr kalt, denn man befand sich in den längsten Tagen des Winters, um acht Uhr Abends holte mich mein Vater ab. Ich war bereit, wie er es mir anempfohlen hatte; wir gingen ohne Geräusch hinunter, wir durchschritten den Garten; er selbst öffnete eine kleine Thüre, die in den Wald führte, und hier fanden wir eine völlig hergerichtete Sänfte und zwei Männer; mein Vater sprach lange mit ihnen, und empfahl mich denselben wie mir dünkte; dann nahm ich Platz in der Sänfte; Gertraud setzte sich neben mich. Der Baron umarmte mich zum letztenmale, und wir zogen dahin.“

„Ich wußte nicht, welche Gefahr mir drohte, und mich zwang, das Schloß Meridor zu verlassen. Ich fragte Gertraud, aber sie war so unwissend, wie ich. Ich wagte nicht, mit unsern Führern zu sprechen, die ich nicht kannte. Wir zogen also schweigsam und auf

Umwegen dahin, als etwa nach zwei Stunden Weges, in dem Augenblicke, da, ungeachtet meiner Besorgnisse, die gleichmäßige und monotone Bewegung der Sänfte mich in Schlummer zu wiegen begann, ich von Getraud mich aufwecken fühlte, die mich beim Arme faßte, und mehr noch von der Bewegung der Sänfte, welche still hielt."

„„O! mein Fräulein," sagte das arme Mädchen, „was widerfährt uns denn?""

„Ich streckte meinen Kopf durch die Vorhänge; wir waren von sechs vermummten Reitern umgeben; unsere Männer, die sich hatten vertheidigen wollen, waren entwaffnet und festgehalten. Ich war zu erschrocken, um nach Hilfe zu rufen; wer wäre übrigens auf unser Schreien gekommen?"

„Jener, welcher der Anführer der vermummten Männer zu seyn schien, näherte sich dem Sänftenschlage. „„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein,"" sagte er, „„es wird Ihnen kein Leid zugefügt. Aber Sie müssen uns folgen.""

„Wohin?" fragte ich.

„„An einen Ort, wo Sie, weit entfernt etwas befürchten zu müssen, wie eine Königin behandelt werden.""

„Dieses Versprechen erschreckte mich mehr, als es eine Drohung gethan hätte. O! mein Vater! mein Vater!" murmelte ich.

„„Hören Sie, mein Fräulein,"" sagte Getraud ganz leise zu mir, „„ich kenne die Umgegend; ich bin Ihnen

ergeben; ich bin stark; wir werden großes Unglück erleben, wenn es uns nicht gelingt, zu entfliehen.""

„Diese Versicherung, welche mir eine arme Zofe gab, war weit entfernt, mich zu beruhigen. Es ist jedoch etwas so Süsses, sich unterstützt zu fühlen, daß ich wieder ein wenig Kraft gewann."

„Machen Sie mit uns, was Sie wollen, meine Herren," antwortete ich; „wir sind zwei arme Frauenzimmer, und können uns nicht vertheidigen."

„Einer von den Männern stieg ab, nahm den Platz unseres Führers, und änderte die Richtung unserer Sänfte."

Bussy, wie man leicht begreift, hörte Dianens Erzählung mit der tiefsten Aufmerksamkeit an: es liegt in den ersten Gemüthsbewegungen einer großen, werdenden Liebe, ein fast religiöses Gefühl für die Person, die man zu lieben beginnt; die Dame, welche das Herz gewählt hatte, ist durch diese Wahl über andere Damen erhöht; sie gewinnt an Ansehen, sie veredelt sich, sie wird göttlich; jede ihrer Geberden ist eine Gunst, die sie uns gewährt, jedes ihrer Worte ist eine Gnade, die sie uns erweiset; wenn sie uns anschauet, erfreut sie uns; wenn sie uns lächelt, macht sie uns glücklich.

Der junge Mann hatte also die schöne Erzählerin die Darstellung ihres ganzen Lebens vortragen lassen, ohne es zu wagen, sie zu hindern, ohne den Gedanken

zu haben, sie zu unterbrechen; jede Einzelnheit dieses Lebens, über welches er, wie er fühlte, zu wachen berufen werden mochte, hatte ein mächtiges Interesse für ihn, und er hörte Dianens Worte stumm und mit verhaltenem Athem, wie wenn sein Daseyn von jedem dieser Worte abgehangen hätte. Daher, als die junge Frau, zu schwach für die doppelte Gemüthsbewegung, die sie ihrerseits empfand, eine Gemüthsbewegung, worin die Gegenwart alle Erinnerungen der Vergangenheit vereinigte, einen Augenblick eingehalten hatte, sagte Bussy, unvermögend, die Last seiner Unruhe zu tragen, und die Hände faltend: „O! fahren Sie fort, Madame, fahren Sie fort."

Diane konnte sich unmöglich in Bezug auf das Interesse täuschen, das sie ihm einflößte; Alles in der Stimme, in der Geberde, im Ausdrucke der Physiognomie des jungen Mannes, war in Harmonie mit der Bitte, welche seine Worte enthielten. Diane lächelte traurig, und fuhr fort: „Wir zogen etwa drei Stunden dahin; dann hielt die Sänfte an. Ich hörte ein Thor knarren; man wechsete einige Worte; die Sänfte bewegte sich wieder fort, und ich merkte, daß sie über einen Boden kam, welcher wie eine Zugbrücke widerhallte. Ich irrte mich nicht; ich warf einen Blick zur Sänfte hinaus! wir waren in einem Schloßhofe. Was für ein Schloß war dieß? Weder Gertraud noch ich wußten es. Oft hatten wir unterwegs uns zu orientiren versucht, aber nur einen endlosen Wald gesehen.

Natürlich fiel es einer jeden von uns ein, daß man uns, um uns das Erkennen des Ortes, wo wir uns befanden, zu vereiteln, in diesem Walde einen überflüssigen und planmäßigen Weg machen ließ."

„Die Thüre unserer Sänfte ging auf, und der nämliche Mann der bereits mit uns gesprochen hatte, lud uns ein, auszusteigen."

„Ich gehorchte schweigend. Zwei Männer, welche ohne Zweifel zum Schloße gehörten, waren mit Fackeln gekommen, uns zu empfangen. Unsere Gefangenschaft begann, dem mir gemachten schrecklichen Versprechen gemäß, mit Bethätigung der größten Rücksichten. Wir folgten den Fackelträgern; sie führten uns in ein reich ausgeschmücktes Schlafzimmer, welches in der brillantesten Epoche, in Bezug auf Eleganz und Styl, zur Zeit von Franz **I.** schien decorirt worden zu seyn. Ein Abendessen erwartete uns auf einer prächtig servirten Tafel."

„„Sie sind zu Hause Madame,"" sagte der Mann zu mir, der schon dreimal mit uns gesprochen hatte, „„und da Sie der Bedienung einer Zofe bedürfen, so wird die Ihrige Sie nicht verlassen; ihr Zimmer stoßt an das Ihrige.""

„Gertraud und ich wechselten einen freudigen Blick."

„„So oft Sie rufen wollen,"" fuhr der vermummte Mann fort, „„brauchen Sie nur mit dem Klopfer dieser Thüre ein Zeichen zu geben, und Jemand der beständig im Vorzimmer zu wachen hat, wird sogleich zu Ihren Diensten stehen.""

„Diese scheinbare Aufmerksamkeit zeigte an, daß wir im Auge behalten waren.“

„Der vermummte Mann verbeugte und entfernte sich, wir hörten die Thüre durch zweimaliges Umdrehen des Schlüsses wieder verschließen. Getraud und ich blieben allein. Wir verhielten uns einen Augenblick regungslos, und schauten uns bei dem Lichte von zwei Candelabern an, welche die Tafel erleuchteten, auf der das Abendessen servirt war. Getraud wollte sprechen; ich gab ihr mit dem Finger ein Zeichen, zu schweigen; Jemand belauschte uns vielleicht.“

„Die Thüre des Zimmers, welches man uns als jenes Getraud's bezeichnet hatte, war offen; wir geriethen Beide zugleich auf den Gedanken, es zu besichtigen; sie nahm einen Candelaber, und wir gingen Beide auf den Zehen hinein. Es war ein großes Cabinet, bestimmt, als Toilettezimmer das Schlafzimmer zu vervollständigen. Es hatte eine mit der Thüre des andern Gemaches, durch welches wir eingetreten waren, parallele Thüre; diese zweite Thüre, wie die erste, war mit einem kleinen Klopfer von ciselirten Kupfer versehen, der auf einen Nagel von dem nämliche Metalle schlug. Nägel und Klopfer mochte man für das Werk von Benvenuto Cellini halten. Offenbar führten die beiden Thüren in das nämliche Vorzimmer. Gertraud näherte das Licht dem Schlosse, dessen Riegel doppelt geschlossen war. Wir waren Gefangene.“

„Es ist unglaublich, wie sehr, wenn zwei Personen

selbst von verschiedenem Stande, in der nämlichen Lage sind, und die nämliche Gefahr theilen, es ist unglaublich, sag' ich, wie übereinstimmend die Gedanken sind, und wie leicht sie über die vermittelnden Aufschlüsse und die unnützen Worte hingehen."

„Gertraud näherte sich mir. „„Haben Sie bemerkt, mein Fräulein," sagte sie mit leiser Stimme, „„daß wir nur sieben Stufen erstiegen, als wir den Hof verließen?""

„Ja," antwortete ich.

„„Wir sind also im Erdgeschoße.""

„Ohne allen Zweifel."

„„So, daß,"" fügte sie noch leiser bei, die Augen auf die äußeren Läden heftend, „„so, daß . . .""

„Wenn diese Fenster nicht vergittert wären," unterbrach ich sie.

„„Ja, und wenn das Fräulein Muth hätten . . .""

„Muth!" rief ich aus; „o! sey unbesorgt, ich werde ihn haben, mein Kind."

„Nun legte Gertraud ihren Finger auf ihren Mund."

„Ja, ja, ich begreife," sagte ich zu ihr.

„Gertraud gab mir ein Zeichen, zu bleiben, wo ich war, und trug den Cadelaber auf die Tafel des Schlafzimmers zurück. Ich hatte ihre Absicht schon verstanden, und mich dem Fenster genähert, dessen Federn ich suchte. Ich fand sie, oder vielmehr Gertraud fand sie, die wieder zu mir gekommen war. Der Laden ging auf. Ich stieß einen Freudenschrei aus; das Fenster

war nicht vergittert. Allein Gertraud hatte bereits die Ursache dieser vermeintlichen Nachlässigkeit unserer Wächter bemerkt: ein weiter Teich bespülte die Schwelle der Mauer; wir waren von zehn Fuß tiefem Wasser bewacht, gewiß viel besser, als wir es durch die Gitter unserer Fenster gewesen wären. Als jedoch meine Blicke vom Wasser an dessen Ufer sich wieder zurückbegaben, erkannten sie eine Gegend, mit der sie vertraut waren; wir waren Gefangene im Schlosse Beaugé, wohin ich, wie ich bereits gesagt habe, mehrmals mit meinem Vater gekommen war, und wo man mich, ein Monat früher, am Todestage meiner armen Daphne, aufgenommen hatte. Das Schloß Beaugé gehörte dem Herrn Herzoge von Anjou. Nun, wie durch das Licht eines Blitzstrahles erleuchtet, begriff' ich Alles. Ich betrachtete den Teich mit einer düstern Befriedigung; er war das letzte Mittel gegen Gewatthätigkeit, eine äußerste Zuflucht gegen Schande.

„Wir machten die Läden wieder zu. Ich warf mich ganz angekleidet auf mein Bett; Gertraud legte sich in einen Armstuhl und schlief zu meinen Füssen. Zwanzigmal während der Nacht fuhr ich aus dem Schlafe auf, unerhörten Schrecken preisgegeben; aber nichts rechtfertigte diese Schrecken, als die Lage worin ich mich befand; nichts zeigte böse Absichten gegen mich im Gegentheile, es schlief Alles im Schlosse, oder schien zu schlafen, und kein anderes Geräusch als das Geschrei der Sumpfvögel unterbrach die Stille der Nacht.“

„Der Tag erschien: der Tag, indem er der Gegend jenen schrecklichen Charakter entführte, den ihm die Finsterniß verleiht, bestätigte meine nächtlichen Befürchtungen; jede Flucht war ohne Beistand von Aussen unmöglich; und woher konnte uns dieser Beistand kommen?“

„Gegen neun Uhr klopfte man an unsere Thüre; ich ging in Getraud's Zimmer, und sagte ihr, daß sie erlauben könne, zu öffnen. Jene, welche klopften, und die ich durch die Oeffnung der Verbindungsthüre glaubte sehen zu können, waren unsere Diener vom vorigen Tage; sie kamen, um das Abendessen abzutragen, welches wir nicht berührt hatten, und das Frühstück zu bringen. Gertraud stellte einige Fragen an sie; sie entfernten sich, ohne darauf zu antworten.“

„Ich ging dann wieder in mein Zimmer; durch unsern Aufenthalt im Schlosse Beaugé, und durch die angebliche Ehrerbietung, womit man uns begegnete, ward mir Alles klar. Der Herr Herzog von Anjou hatte mich bei dem vom Herrn von Monsoreau gegebenen Feste gesehen; der Herr Herzog von Anjou war also in mich verliebt geworden; mein Vater, davon in Kenntniß gesetzt, hatte mich den Nachstellungen entziehen wollen, deren Gegenstand ich ohne Zweifel seyn sollte; er hatte mich von Meridor entfernt, aber verrathen, entweder durch einen untreuen Diener: oder durch einen unglücklichen Zufall, war seine Vorsichtsmaßregel gescheitert, und ich in die Hände des Mannes gefallen,

dem er mich zu entziehen vergebens versucht hatte. Bei diesen Gedanken, dem einzigen wahrscheinlichen, und der in der That der einzige wahre gewesen, blieb ich stehen.“

„Auf Gertraud's Bitten trank ich eine Tasse Milch und aß ein wenig Brod.“

„Der Morgen verfloß unter Plänen zu einer unsinnigen Flucht. Und dennoch konnten wir vor uns, im Rohrdickicht angebunden, eine mit ihren Rudern vollständig versehene Barke erblicken. Gewiß wäre diese, Barke in unserer Griffweite gewesen, so hätten meine durch den Schrecken exaltirten Kräfte, vereint mit Gertraud's natürlichen Kräften, genügt, aus unserer Gefangenschaft uns zu befreien.“

„Während dieses Morgens beunruhigte uns nichts. Man servirte uns das Mittagsessen, wie man uns das Frühstück servirt hatte; ich fiel vor Schwäche beinahe um. Ich setzte mich an die Tafel, nur von Gertraud bedient; denn so wie unsere Wächter unsere Speisen aufgetragen hatten, entfernten sie sich. Aber plötzlich mein Brod brechend, zog ich ein kleines Billet heraus.“

„Ich öffnete es schnell; es enthielt nur diese Worte: „„Ein Freund wacht über Sie. Morgen werden Sie von ihm und Ihrem Vater Nachricht erhalten.““

„Man begreift meine Freude: mein Herz schlug, als wollte es meine Brust zersprengen. Ich zeigte Gertraud das Billet. Der Rest des Tages verging mit Harren und Hoffen.

„Die zweite Nacht verfloß eben so ruhig, wie die erste; dann kam die mit so viel Ungeduld erwartete Frühstücksstunde; denn ich zweifelte nicht, in meinem Brode ein zweites Billet zu finden. Ich täuschte mich nicht; das Billet lautete, wie folgt: „„Die Person welche Sie entführt hat, kommt heute Abend um zehn Uhr im Schlosse Beaugé an; aber der Freund, welcher über Sie wacht, wird um neun Uhr unter Ihren Fenstern seyn, mit einem Briefe Ihres Vaters, der Ihnen jenes Vertrauen gebieten wird, das Sie vielleicht ohne diesen Brief nicht zu ihm fassen würden. Verbrennen Sie dieses Billet.““

„Ich las diesen Brief, und las ihn wieder, dann warf ich ihn in's Feuer, der darin enthaltenen Anempfehlung gemäß. Die Handschrift war mir völlig unbekannt, und ich wußte auch nicht, ich gesteh's, woher sie kommen konnte. Wir verloren uns in Muthmassungen, Gertraud und ich; hundertmal während des Morgens traten wir an das Fenster, um zu schauen, ob wir Niemand an den Ufern des Teiches und in den Tiefen des Waldes sähen; Alles war einsam.“

„Eine Stunde nach dem Mittagsessen klopfte man an unsere Thüre; dieß war das erstemal, daß man zu einer andern Zeit, als zu jener unserer Mahlzeiten bei uns eintrat; da wir aber kein Mittel hatten, uns inwendig einzuschließen, mußten wir eintreten lassen. Es war der Mann, welcher mit uns am Sänftenschlage und im Schloßhofe gesprochen hatte. Am Gesichte konnte

ich ihn nicht wieder erkennen, weil er vermummt war, als er mit uns sprach. Aber bei den ersten Worten, die er sprach, erkannte ich ihn wieder an der Stimme. Er überreichte mir einen Brief."

„Aus wessen Auftrage kommen Sie, mein Herr?" fragte ich ihn.

„„Belieben das Fräulein zu lesen,"" antwortete er mir, „„und Sie werden es sehen.""

„Aber ich will diesen Brief nicht lesen, wenn ich nicht weiß, von wem er kommt."

„„Das Fräulein können thun, was Sie wollen. Ich erhielt den Befehl, Ihnen diesen Brief zu übergeben; ich lege diesen Brief zu Ihren Füssen; wenn Sie ihn aufzuheben geruhen mögen, werden Sie ihn aufheben.""

„Und in der That legte der Diener, welcher ein Stallmeister zu seyn schien, den Brief auf das Tabouret, auf dem meine Füsse ruhten, und entfernte sich."

„Was soll ich thun?" fragte ich Gertraud.

„„Wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, mein Fräulein, so würde er lauten, diesen Brief zu lesen. Vielleicht enthält er die Ankündigung irgend einer Gefahr, der wir uns, durch ihn gewarnt, entziehen könnten.""

„Der Rath war so vernünftig, daß ich auf den anfangs gefaßten Entschluß zurückkam, und den Brief erbrach."

In diesem Momente unterbrach Diane ihre Erzählung, stand auf, öffnete ein kleines Möbel von der

Art derjenigen, deren italienischen Namen stippo *) wir beibehalten haben, und zog aus einem seidenen Portefeuille einen Brief. Bussy warf einen Blick auf die Adresse.

„An die schöne Diane von Meridor," las er.

Dann sagte er, die junge Frau anschauend: „Diese Adresse ist die Hand des Herzogs von Anjou."

„„Ah!"" erwiederte sie seufzend, „„er hatte mich also nicht getäuscht.""

Hierauf setzte sie hinzu, als Bussy ihn zu öffnen zögerte: „„Lesen Sie; der Zufall hat Sie mit dem ersten Rucke zum Vertrautesten meines Lebens erhoben; ich darf keine Geheimnisse mehr vor Ihnen haben.""

Bussy gehorchte, und las:

„Ein unglücklicher Prinz, dessen Herz Ihre göttliche „Schönheit gerührt hat, wird heute Abend um zehn „Uhr kommen, um sein Benehmen hinsichtlich Ihrer zu „entschuldigen, ein Benehmen, welches, was er selbst „fühlt, keine andere Entschuldigung hat, als die un„überwindliche Liebe, die er zu Ihnen hegt.

Franz."

„Dieser Brief war also wohl vom Herzoge von Anjou?" fragte Diane.

„„Ah! ja,"" antwortete Bussy, „es ist seine Handschrift und seine Unterschrift.""

Diane seufzte. „Sollte er minder schuldig seyn, als ich ihn hielt?" murmelte sie.

*) Ein Putz= oder Schmuckkästchen. D. U.

„„Wer, der Prinz?““ fragte Bussy.

„Nein, er, der Graf von Monsoreau.“

Nun seufzte Bussy. „„Fahren Sie fort, Madame,“ erwiederte er, „„und wir werden den Prinzen und den Grafen beurtheilen.““

„Dieser Brief, den ich damals nicht für ächt zu halten keinen Grund hatte, weil er so sehr mit meinen eigenen Besorgnissen übereinstimmte, bezeichnete mir, wie Gertraud es vorhergesehen, die Gefahr, welcher ich ausgesetzt war, und machte mir die Dazwischenkunft dieses unbekannten Freundes, der mir im Namen meines Vaters seinen Beistand anbot, um so schätzenswerther. Ich hatte also keine andere Hoffnung mehr, als auf ihn. Unsere Nachforschungen begannen wieder; meine und Gertraud's Blicke, durch die Fensterscheiben spähend, wendeten sich nicht von dem Teiche und jenem Theile des Waldes ab, der unsern Fenstern gegenüber lag. In der ganzen Ausdehnung, welche unsere Augen überschauen konnten, sahen wir nichts, was sich auf unsere Hoffnungen beziehen, und sie unterstützen konnte.

„Die Nacht kam; da wir aber im Monate Januar waren, kam die Nacht schnell; vier oder fünf Stunden trennten uns noch von dem entscheideden Momente; wir harreten angstvoll. Es war eine von jenen schönen Winternächten, wo man, wenn die Kälte nicht wäre, glauben möchte, am Ende des Frühlings, oder gegen Anfang des Herbstes zu seyn: der Himmel funkelte, ganz von tausend Sternen übersäet, und von einer Ecke

dieses Himmels aus erleuchtete der Mond, sichelförmig, die Gegend mit seinem Silberlichte; wir öffneten das Fenster von Gertraud's Zimmer, das jedenfalls minder streng beobachtet werden mochte, als das meinige.

„Gegen sieben Uhr stieg ein leichter Nebel aus dem Teiche empor; aber gleich einem durchsichtigen Gazeschleier hinderte dieser Nebel nicht, zu sehen, oder vielmehr unsern an die Dunkelheit gewöhnten Augen gelang es, durch diesen Nebel zu dringen. Da wir nichts hatten, was uns die Zeit messen half, hätten wir nicht sagen können, wie viel Uhr es war, als wir durch dieses durchsichtige Dunkel am Saume des Waldes Schatten sich bewegen zu sehen glaubten. Diese Schatten schienen sich an den Bäumen hin langsam zu nähern, welche, die Finsterniß verstärkend, sie beschützten. Vielleicht hätten wir übrigens vermuthet, daß diese Schatten nur ein Spiel unserer ermüdeten Augen wären, als das Wiehern eines Pferdes durch den Zwischenraum zu uns tönte.

„„Das sind unsere Freunde,““ murmelte Gertraud.

„Oder der Prinz,“ antwortete ich.

„„O! der Prinz,““ sagte sie, „der Prinz würde sich verbergen!“

„Diese so einfache Bemerkung verscheuchte meinen Argwohn, und beruhigte mich wieder. Wir verdoppelten unsere Aufmerksamkeit.“

„Ein einzelner Mann näherte sich; er schien mir eine andere Gruppe von Männern zu verlassen, die unter dem Schirme einiger Bäume geblieben war. Dieser

Mann ging gerade zur Barke hin, machte sie von dem Pfahle los, an den sie befestiget war, stieg ein, und die auf dem Wasser dahingleitende Barke näherte sich leise unserer Seite. Je näher sie kam, desto heftigere Anstrengungen machten meine Augen, durch das Dunkel zu dringen.

„Mir dünkte anfangs, die große Gestalt, dann die finstern und stark ausgeprägten Züge des Grafen von Monsoreau zu sehen; endlich als er uns auf zehn Schritte nahe kam, blieb mir kein Zweifel mehr. Ich fürchtete nun fast eben so sehr den Beistand, als die Gefahr.

„Ich blieb stumm und regungslos, in die Ecke des Fensters geduckt, so daß er mich nicht sehen konnte. An der Schwelle der Mauer angekommen, hängte er seine Barke an einen Ring, und ich sah seinen Kopf auf der Simshöhe des Kreuzstockes erscheinen. Ich konnte einen leichten Schrei nicht verhalten.

„„Ah! um Vergebung," sagte der Graf von Monsoreau, „„ich glaubte, daß Sie mich erwarteten.""

„Das heißt, ich erwartete Jemand, mein Herr," antwortete ich, „aber ich wußte nicht, daß Sie dieser Jemand wären."

„Ein bitteres Lächeln zuckte über das Gesicht des Grafen. „„Wer denn, außer mir und Ihrem Vater, wacht über die Ehre von Diane von Meridor?""

„Sie haben in dem Briefe, mein Herr, den Sie mir geschrieben, gesagt, daß Sie im Namen meines Vaters kämen."

„„Ja, mein Fräulein, und da ich vorhergesehen, daß Sie an dem Auftrage, den ich empfangen habe, zweifeln würden, so ist hier ein Billet des Barons.““

„Und der Graf reichte mir ein Papier. Wir hatten weder Kerzen noch Candelaber angezündet, um ungehindert zu seyn, im Finstern Alles thun zu können, was die Umstände forderten. Ich ging von Gertraud's Zimmer in das meinige. Ich kniete vor das Feuer hin, und las bei dem Schimmer der Kaminflamme:

„„Meine liebe Diane, nur der Herr Graf von Monsoreau kann Dich der Gefahr entreissen, in der Du schwebest, und diese Gefahr ist unermeßlich. Vertraue Dich ihm also völlig an, wie dem besten Freunde, den der Himmel uns senden kann. Er wird Dir späterhin das sagen, was ich im Grunde meines Herzens wünschte, daß Du es thätest, um die Schuld zu tilgen, welche wir gegen ihn eingehen.

„„Dein Vater, der Dich inständig bittet, es zu glauben, und Mitleid mit Dir und ihm zu haben.

„„Baron von Meridor.““

„In meinem Innern lag nichts Bestimmtes gegen Herrn von Monsoreau vor; die Abneigung, welche er mir einflößte, war eher instinktmäßig als vernünftig. Ich hatte ihm nur den Tod meiner Hirschkuh vorzuwerfen, und dieß war für einen Jäger ein sehr leichtes Verbrechen. Ich ging also zu ihm.

„„Nun denn?““ fragte er.

„Mein Herr, ich habe den Brief meines Vaters

gelesen; er schreibt mir, daß Sie bereit sind, mich von hier wegzuführen; aber er schreibt mir nicht, wohin Sie mich führen."

„„Ich führe Sie dorthin, wo der Baron Sie erwartet, mein Fräulein.""

„Und wo erwartet er mich?"

„„Im Schlosse Meridor.""

„Also werde ich meinen Vater wiedersehen?"

„„In zwei Stunden.""

„O! mein Herr, wenn Sie wahr sprächen? . ."

„Ich schwieg; der Graf wartete sichtbar auf das Ende meiner Phrase."

„Rechnen Sie auf meine volle Dankbarkeit," fügte ich mit bebender und schwach gewordener Stimme bei, denn ich errieth, was er von dieser Dankbarkeit erwarten mochte, die ich ihm nicht auszudrücken vermochte.

„„Nun, mein Fräulein,"" sagte der Graf, „„sind Sie bereit, mir zu folgen?""

„Ich schaute Gertraud mit Besorgniß an; es war leicht zu sehen, daß dieses düstere Gesicht des Grafen sie eben so wenig beruhigte, als mich."

„„Erwägen Sie, daß jede entschwindende Minute für Sie kostbarer ist, als Sie sich vorstellen können,"" sagte er. „„Ich habe mich ungefähr um eine halbe Stunde verspätet; es wird bald zehn Uhr seyn, und haben Sie nicht die Nachricht erhalten, daß der Prinz um zehn Uhr im Schlosse eintreffen werde?""

„Ach ja!" anwortete ich.

„„Wenn der Prinz einmal hier ist, kann ich nur noch mein Leben hoffnungslos für Sie wagen, das ich in diesem Momente mit der Gewißheit wage, Sie zu retten.““

„Warum ist mein Vater nicht gekommen?“

„„Glauben Sie, daß Ihr Vater nicht beobachtet sey? Glauben Sie daß er einen Schritt machen könne, ohne daß man wisse, wohin er gehe?““

„Aber Sie?“ fragte ich.

„„Bei mir ist's ein anderer Fall; ich bin der Freund, der Vertraute des Prinzen.““

„Aber, mein Herr,“ rief ich aus, „wenn Sie der Freund, wenn Sie der Vertraute des Prinzen sind, dann . . .“

„„Dann verrathe ich ihn für Sie; ja, so ist's. Daher sagte ich Ihnen so eben, daß ich mein Leben wage, um Ihre Ehre zu retten.““

„Es lag ein solcher Ausdruck von Ueberzeugung in dieser Antwort des Grafen, und sie war so sichtbar mit der Wahrheit im Einklange, daß ich, obgleich noch immer einen Rest von Widerwillen, mich ihm anzuvertrauen, empfindend, keine Worte fand, diesen Widerwillen auszudrücken.“

„„Ich warte,““ sagte der Graf.

„Ich schaute Gertraud an, die eben so unschlüssig war, wie ich.

„„Nun, wenn Sie zweifeln,““ sagte Herr von Monsoreau zu mir, „„so blicken Sie nach jener Seite hin.““

„Und er wies mir in der Richtung, derjenigen entgegengesetzt, aus welcher er gekommen war, das andere Ufer des Teiches entlang, einen Trupp Reiter, der sich dem Schlosse näherte.

„Wer sind diese Männer?“ fragte ich.

„„Das ist der Herzog von Anjou und sein Gefolge,““ antwortete der Graf.

„„Mein Fräulein, mein Fräulein,““ sagte Gertraud, „„es ist keine Zeit mehr zu verlieren.““

„„Es ist nur schon zu viel Zeit verloren,““ versetzte der Graf; „um's Himmelswillen, entschließen Sie sich doch!““

„Ich sank auf einen Stuhl, die Kräfte gebrachen mir.

„O! mein Gott! mein Gott! was ist zu thun?“ murmelte ich.

„„Horchen Sie,““ erwiederte der Graf, „„horchen Sie, sie klopfen an das Thor.““

In der That hörte man den Klopfer unter der Hand von zwei Männern wiederhallen, die von der Gruppe sich abgesondert hatten, um voraus zu geben.

„„In fünf Minuten,““ bemerkte der Graf, „„wird es nicht mehr Zeit seyn.““

„Ich versuchte, mich zu erheben; meine Beine versagten mir den Dienst. Zu mir! Gertraud!“ stammelte ich, „zu mir!“

„„Mein Fräulein,““ sagte das arme Mädchen, „„hören Sie das Thor, welches aufgeht? Hören Sie die Pferde, die im Hofe strampeln?““

„Ja! ja!“ antwortete ich, indem ich eine Anstrengung machte. „Aber die Kräfte fehlen mir.“

„„O! ist's nur dieß?““ versetzte sie, faßte mich in ihre Arme, hob mich auf, wie sie es mit einem Kinde gethan hatte, und legte mich in die Arme des Grafen.

„Die Berührung dieses Mannes empfindend, bebte ich so heftig, daß ich ihm beinahe entglitten, und in den Teich gefallen wäre. Aber er drückte mich an seine Brust, und setzte mich in dem Fahrzeuge ab. Gertraud war mir gefolgt, und herabgestiegen, ohne Hülfe zu bedürfen. Dann gewahrte ich, daß mein Schleier sich losgemacht hatte, und auf dem Wasser schwamm. Der Gedanke kam mir, daß er unsere Spur verrathen könnte.

„Meinen Schleier! meinen Schleier!“ sagte ich zum Grafen, „fangen Sie doch meinen Schleier wieder auf!“

„Der Graf warf einen Blick nach dem Gegenstande, den ich ihm mit dem Finger wies. „„Nein,““ erwiederte er, „„es ist besser so.““

„Und die Ruder ergreifend, gab er der Barke einen so heftigen Schwung, daß wir nach wenigen Ruderschlägen nahe daran waren, das Ufer des Teiches zu erreichen. In diesem Momente sahen wir die Fenster meines Zimmers sich erleuchten; Diener mit Lichtern traten ein.

„„Hab' ich Sie getäuscht?““ fragte Herr von Monsoreau, „„und war's Zeit?““

„O! ja, ja, mein Herr,“ entgegnete ich ihm; „Sie sind wahrhaftig mein Retter.“

„Inzwischen bewegten sich die Lichter eilig, bald in mein Zimmer, bald in jenes Gertraud's. Wir hörten schreien; ein Mann trat ein, vor dem alle Uebrigen zurückwichen. Dieser Mann näherte sich dem offenen Fenster, neigte sich hinaus, erblickte den auf dem Wasser schwimmenden Schleier, nnd stieß einen Schrei aus.

„„Sehen Sie, daß ich wohl gethan habe, jenen Schleier dort zu lassen?““ sagte der Graf; „„der Prinz wird glauben, daß Sie, um ihm zu entrinnen, sich in den Teich gestürzt haben, und während er Sie wird suchen lassen, werden wir fliehen.““

„Nun zitterte ich wirklich vor der finstern Tiefe dieses Geistes, der zum voraus auf ein solches Mittel gezählt hatte. In diesem Augenblicke landeten wir.

Zweites Kapitel.

Der Vertrag.

Wieder trat eine Pause des Schweigens ein. Diane, fast eben so ergriffen bei dieser Erinnerung, als sie es bei der Wirklichkeit gewesen war, fühlte, daß die Stimme ihr versagen wolle. Bussy hörte sie mit der ganzen Kraft seines Gemüthes an, und weihte zum voraus einen ewigen Haß ihren Feinden, wer sie auch wären.

Endlich, nachdem Diane den Duft eines Fläschchens, das sie aus der Tasche zog, eingeathmet hatte, fuhr sie fort: „Kaum waren wir ausgestiegen, als sieben bis

acht Männer auf uns zueilten. Dieß waren Leute des Grafen, unter denen ich jene zwei Diener zu erkennen glaubte, die unsere Sänfte begleiteten, als wir von denjenigen waren angegriffen worden, welche uns nach dem Schlosse Beaugé geführt hatten. Ein Stallmeister hielt an der Hand zwei Pferde; das Eine derselben war der Rappe des Grafen, das Andere ein für mich bestimmter weißer Zelter. Der Graf half mir auf den Zelter, und als ich im Sattel saß, schwang er sich auf sein Pferd. Gertraud setzte sich hinten auf das Pferd eines Dieners des Grafen.

„Kaum waren diese Verfügungen vollzogen, als wir uns im Galoppe entfernten. Ich hatte bemerkt, daß der Graf meinen Zelter am Zaume gefaßt, und ihm zu verstehen gegeben, daß ich gewandt genug reite, um daß er dieser Vorsichtsmaßregel sich überheben könne; aber er antwortete mir, daß mein Pferd scheu wäre, und leicht einen Seitensprung machen könnte, der mich von ihm trennen würde.

„Wir ritten seit zehn Minuten, als ich Gertraud's Stimme hörte, die mir zurief. Ich kehrte mich um, und gewahrte, daß unser Trupp sich um die Hälfte vermindert hatte; vier Männer hatten einen Seitenweg eingeschlagen, und schleppten sie in den Wald, indessen der Graf von Monsoreau und die übrigen Vier den unveränderten Weg mit mir verfolgten.

„Gertraud!“ rief ich aus. „Mein Herr, warum reitet Gertraud nicht mit uns?“

„„Das ist eine unerläßliche Vorsichtsmaßregel,““ erwiederte der Graf; „„für den Fall des Nachsetzens müssen wir zwei Spuren zurücklassen; man muß sagen können, daß man nach zwei Seiten hin eine Dame von Männern habe entführen sehen. Wir werden dadurch hoffen dürfen, daß der Herr Herzog von Anjou den unrechten Weg einschlage, und Ihrer Zofe nachsetze, anstatt Ihnen.““

„Diese Antwort, obgleich eine scheinbare, genügte mir nicht: aber was sollte ich sagen, was thun? Ich seufzte und wartete. Uebrigens war der vom Grafen eingehaltene Weg allerdings derjenige, der mich zum Schlosse Meridor führte. So wie wir ritten, mußten wir in einer Viertelstunde im Schlosse angekommen seyn, als plötzlich, an einem mir sehr wohl bekannten Kreuzwege des Waldes angekommen, der Graf, anstatt auf dem Wege fortzureiten, der mich wieder zu meinem Vater führte, links einlenkte, und eine Straße einschlug, die mich sichtlich davon entfernte. Ich schrie alsogleich, und ungeachtet des schnellen Laufes meines Zelters, legte ich bereits die Hand auf den Sattelknopf, um herabzuspringen, als der Graf, der ohne Zweifel alle meine Bewegungen belauerte, sich zu mir neigte, mit seinen Armen mich umschlang, und von meinem Pferde mich wegziehend, in den Sattelbogen seines Pferdes hob. Der Zelter, sich frei fühlend, entfloh wiehernd in den Wald.

„Der Graf hatte diese Unternehmung so schnell voll-

zogen, daß ich nicht einmal Zeit fand, einen Schrei auszustossen. Herr von Monsoreau legte mir rasch die Hand auf den Mund.

„„Mein Fräulein!"" sagte er zu mir, „„ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich nichts ohne Weisung Ihres Vaters thue, wovon ich Ihnen bei unserm ersten Haltmachen den Beweis liefern werde; wenn dieser Beweis Ihnen nicht genügt, oder zweifelhaft scheint, dann, mein Fräulein, werden Sie, auf meine Ehre, frei seyn.""

„Aber, mein Herr, Sie sagten mir, daß Sie mich zu meinem Vater führen würden," rief ich aus, indem ich seine Hand wegstieß, und meinen Kopf zurückwarf.

„„Ja, ich sagte Ihnen dieß; denn ich sah, daß Sie zögerten, mir zu folgen, und noch ein Augenblick dieser Unschlüssigkeit stürzte uns Alle in's Verderben, ihn, Sie und mich, wie Sie sehen konnten. Nun, lassen Sie hören,"" fragte der Graf stillhaltend, „„wollen Sie den Baron tödten? Wollen Sie geraden Weges Ihrer Schande entgegen gehen? Sprechen Sie ein Wort, und ich führe Sie in das Schloß Meridor zurück.""

„Sie haben von einem Beweise gesprochen, daß Sie im Namen meines Vaters handeln?"

„„Hier ist dieser Beweis,"" versetzte der Graf; „„nehmen Sie diesen Brief und lesen Sie ihn im ersten Nachtquartiere, wo wir anhalten werden. Wenn Sie, nach dem Durchlesen desselben, in das Schloß zurückkehren wollen, so werden Sie, ich wiederhole es Ihnen

auf meine Ehre, frei seyn. Aber wenn Sie noch einige Achtung für die Befehle des Barons haben, werden Sie nicht dahin zurückkehren, davon bin ich wohl überzeugt.""

„Vorwärts also, mein Herr, und suchen wir schnell das erste Nachtlager zu erreichen, denn es drängt mich, die Gewißheit zu erhalten, daß Sie die Wahrheit sprechen."

„„Erinnern Sie sich, daß Sie mir freiwillig folgen.""

„Ja, freiwillig, in so weit jedenfalls, als ein junges Mädchen in dieser Lage frei ist, worin sie einerseits den Tod ihres Vaters und ihre Schande, und andererseits die Verbindlichkeit sieht, auf das Wort eines Mannes sich zu verlassen, den sie kaum kennt; gleichviel, ich folge Ihnen freiwillig, mein Herr, und Sie werden sich davon überzeugen können, wenn Sie mir ein Pferd wollen geben lassen."

„Der Graf winkte einem seiner Leute, abzusteigen. Ich sprang von dem seinigen herab, und einen Augenblick nachher ritt ich wieder neben ihm.

„„Der Zelter kann nicht weit weg seyn,"" sagte er zu dem abgestiegenen Manne; „„suchen Sie ihn im Walde, rufen Sie ihm; Sie wissen, daß er auf seinen Namen oder auf den Pfiff wie ein Hund kommt. In La Châtre werden Sie wieder zu uns stossen.""

„Ich schauderte wider meinen Willen. La Châtre lag zehn Meilen vom Schlosse Meridor, auf der Strasse nach Paris.

„Mein Herr,“ sagte ich zu ihm, „ich begleite Sie; aber in La Châtre werden wir unsere Bedingungen machen.“

„„Das heißt, mein Fräulein,““ antwortete der Graf, „„daß Sie mir in La Châtre Ihre Befehle ertheilen werden.““

„Diese vermeintliche Gefügigkeit beruhigte mich nicht; da mir jedoch keine Wahl der Mittel blieb, und jenes, welches sich mir darbot, dem Herzoge von Anjou zu entgehen, das einzige war, setzte ich meinen Weg schweigend fort. Mit Tagesanbruch kamen wir in La Châtre an. Aber anstatt in das Dorf zu gehen, ritten wir, hundert Schritte von den ersten Gärten weg, quer über die Felder, in der Richtung nach einem abgelegenen Hause. Ich hielt mein Pferd an.

„Wohin reiten wir?“ fragte ich.

„„Hören Sie, mein Fräulein,““ sagte der Graf zu mir, „„ich habe bereits das äusserst Treffende Ihres Verstandes bemerkt, und gerade an Ihren Verstand wende ich mich hiewegen. Können wir, die Nachforschungen des mächtigsten Prinzen nach dem Könige vermeidend, in einem gewöhnlichen Gasthause anhalten, und mitten in einem Dorfe, dessen nächster bester Bauer, der uns erblicken wird, uns verrathen kann? Einen einzelnen Mann kann man bestechen, aber nicht ein ganzes Dorf.““

„In allen Antworten des Grafen lag etwas Logisches, oder mindestens eine Scheinbarkeit, die mir auffiel. „Gut,“ erwiederte ich ihm. „Vorwärts!“

„Und wir ritten wieder fort. Wir waren erwartet; ohne daß ich es gewahrte, hatte ein Mann sich von unserer Bedeckung abgesondert, und war vorausgeritten. Ein tüchtiges Feuer brannte in dem Kamine eines ziemlich reinlichen Gemaches, und ein Bett war bereitet.

„„Dieß ist Ihr Zimmer, mein Fräulein,““ sagte der Graf; „„ich erwarte Ihre Befehle.““

„Er verbeugte sich, ging fort, und ließ mich allein.

„Mein erstes Geschäft war, zur Lampe zu treten, und aus meinem Busen den Brief meines Vaters zu ziehen; hier ist er, Herr von Bussy; ich mache Sie zu meinem Richter, lesen Sie.“

Bussy nahm den Brief, und las:

„Meine vielgeliebte Diane, wenn Du, wie ich nicht daran zweifle, meiner Bitte entsprechend, dem Herrn Grafen von Monsoreau gefolgt bist, wird er Dir gesagt haben, daß Dir das Unglück widerfuhr, dem Herzoge von Anjou zu gefallen, und daß dieser Prinz es war, der Dich entführen, und auf das Schloß Beaugé hatte bringen lassen; schließe aus dieser Gewaltthat auf das, wessen der Herzog fähig ist, und welche Schande Dir droht. Nun denn! es giebt ein Mittel, dieser Schande, die ich nicht überleben würde, zu entgehen, nämlich: unsern edlen Freund zu heirathen; bist Du einmal Gräfin von Monsoreau, so ist's seine Frau, die der Graf beschützen wird, und er hat mir geschworen, auf alle Weise Dich zu beschützen. Mein Wunsch ist also, meine geliebte Tochter, daß diese Heirath möglichst

bald vollzogen werde, und wenn Du meinen Wünschen beitrittst, so füge ich meiner ausdrücklichen Einwilligung meinen väterlichen Segen bei, und bitte Gott, daß er Dir alle Schätze des Glückes gewähren möge, welche seine Liebe, Herzen, dem Deinigen ähnlich, vorbehält.

„Dein Vater, welcher Dir nicht befiehlt, aber inständig bittet,

„Baron von Meridor.“

„Ach!“ sagte Bussy, „wenn dieser Brief wirklich von Ihrem Vater ist, so lautet er nur allzu bestimmt.“

„Er ist von ihm, und ich kann durchaus nicht daran zweifeln; dennoch las ich ihn dreimal wieder, bevor ich irgend einen Entschluß faßte. Endlich rief ich dem Grafen. Er trat alsogleich ein, was mir bewies, daß er an der Thüre wartete. Ich hielt den Brief in der Hand.

„„Wohlan!““ sagte er zu mir, „„haben Sie gelesen?““

„Ja,“ antwortete ich.

„„Zweifeln Sie noch immer an meiner Ergebenheit und an meiner Ehrerbietung?““

„Ich hätte daran gezweifelt, mein Herr,“ erwiederte ich, „wenn nicht dieser Brief mir den Glauben geboten hätte, der mir fehlte. Lassen Sie nun hören, mein Herr, gesetzt, daß ich geneigt wäre, den Rathschlägen meines Vaters nachzugeben, was gedenken Sie zu thun?“

„„Ich gedenke, Sie nach Paris zu führen, mein Fräulein; dort kann man Sie noch am leichtesten verbergen.““

„Und mein Vater?“

„„Ueberall wo Sie seyn werden, Sie wissen es wohl, und sobald keine Gefahr mehr vorhanden seyn wird, Sie bloßzustellen, wird der Baron zu mir kommen.““

„Nun denn! mein Herr, ich bin bereit, Ihren Schutz unter den Bedingungen anzunehmen, die Sie mir auflegen.“

„„Ich lege nichts auf, mein Fräulein,““ antwortete der Graf, „„ich biete ein Mittel an, Sie zu retten, sonst nichts.““

„Wohlan! ich nehme meinen Ausdruck zurück, und sage mit Ihnen: ich bin bereit, das Mittel zu meinem Wohle anzunehmen, das Sie mir bieten, unter drei Bedingungen . . .“

„„Sprechen Sie, mein Fräulein.““

„Die Erste ist, daß Gertraud mir zurückgegeben wird.“

„„Sie ist da,““ sagte der Graf.

„Die Zweite ist, daß wir getrennt nach Paris reisen werden.“

„„Ich wollte Ihnen diese Trennung vorschlagen, um Ihre Empfindlichkeit zu beruhigen.““

„Und die Dritte ist, daß unsere Vermählung, wenn ich nicht selbst die Dringlichkeit einsehe, nur in Gegenwart meines Vaters vollzogen werde.“

„„Dieß ist mein lebhaftester Wunsch, und ich rechne auf seinen Segen, um jenen des Himmels auf uns herabzurufen.““

„Ich war ganz bestürzt. Ich hatte geglaubt, bei dem Grafen irgend einen Widerstand gegen diesen dreifachen Ausdruck meines Willens zu finden, und er genehmigte ganz im Gegentheile meine Forderungen.

„„Jetzt, mein Fräulein,““ sagte Herr von Monsoreau, „„erlauben Sie mir, Ihnen auch einige Rathschläge zu geben?““

„Ich höre, mein Herr.“

„„Nämlich: nur bei Nacht zu reisen.““

„Ich bin dazu entschlossen.“

„„Das heißt: mir die Sorge für die Nachtquartiere, die Sie beziehen werden, und für die Wahl des Weges zu überlassen; ich werde alle meine Vorsichtsmaßregeln zu einem einzigen Zwecke treffen, zu jenem, daß Sie dem Herzoge von Anjou entrinnen können.““

„Wenn Sie mich lieben, wie Sie sagen, mein Herr, so sind unsere Interessen die nämlichen; ich habe sohin gegen Alles, was Sie verlangen, keine Einwendung zu machen.“

„„Endlich, in Paris, die Wohnung zu beziehen, die ich für Sie werde hergerichtet haben, wie einfach und abgelegen sie seyn möge.““

„Ich wünsche nur, verborgen zu leben, mein Herr, und je einfacher und abgelegener die Wohnung seyn wird, desto passender für eine Flüchtige.“

„„Dann sind wir über jeden Punkt einverstanden, mein Fräulein, und es bleibt mir nichts mehr zu thun übrig, um mich nach dem von Ihnen angegebenen Plane

zu richten, als Ihnen meine unterthänigste Empfehlung zu machen, Ihnen Ihre Zofe zu senden, und mich mit dem Wege zu beschäftigen, den Sie Ihrerseits einschlagen müssen."

„Meinerseits, mein Herr," antwortete ich, „bin ich Edelfräulein, wie Sie Edelmann sind; halten Sie ihre Verheissungen, wie ich die Meinigen."

„„Ich verlange nicht mehr,"" versetzte der Graf, „„und dieses Versprechen gewährt mir die Gewißheit, daß ich bald der glücklichste Mann seyn werde.""

„Mit diesen Worten verbeugte er sich, und ging fort. Fünf Minuten nachher trat Gertraud ein."

„Die Freude dieses guten Mädchens war groß; sie hatte geglaubt, daß man sie von mir auf immer trennen wollte. Ich erzählte ihr, was geschehen war; ich bedurfte einer Person, die in alle meine Ansichten eingehen, alle meine Wünsche unterstützen, gelegentlich schon ein halbes Wort verstehen, und auf ein Zeichen oder eine Geberde gehorchen konnte. Diese Gefügigkeit des Herrn von Monsoreau machte mich staunen, und ich befürchtete irgend eine Verletzung des so eben zwischen uns abgeschlossenen Vertrages. Als ich fertig war, hörten wir das Getöse eines sich entfernenden Pferdes. Ich eilte an's Fenster; der Graf war's, der auf dem Wege zurückgaloppirte, auf dem wir so eben gekommen waren. Warum schlug er wieder diesen Weg ein, anstatt vorwärts zu reiten? Dieß konnte ich nicht begreifen. Aber er hatte den ersten Artikel des Vertrages

erfüllt, indem er mir Gertraud zurückgab, er erfüllte den Zweiten durch seine Entfernung; es war nichts dagegen zu sagen. Wohin immer er übrigens sich wenden mochte, diese Abreise beruhigte mich."

„Wir brachten den ganzen Tag in dem kleinen Hause zu, von unserer Wirthin bedient; erst am Abende trat jener, welcher mir der Anführer unserer Bedeckung geschienen hatte, in mein Zimmer, und bat um meine Befehle; da mir die Gefahr um so größer dünkte, je näher ich bei dem Schlosse Beaugé wäre, antwortete ich ihm, daß ich bereit sey; fünf Minuten nachher kam er wieder, und zeigte mir mit einer Verbeugung an, daß man nur noch auf mich warte. An der Hausthüre fand ich meinen weißen Zelter; wie es der Graf von Monsoreau vorhergesehen, war er auf den ersten Zuruf gekommen."

„Wir ritten die ganze Nacht hindurch, und hielten, wie am vorigen Tage, mit Tagesanbruch an. Nach meiner Berechnung mußten wir ungefähr fünfzehn Meilen zurückgelegt haben; übrigens waren von Herrn von Monsoreau alle Anstalten getroffen worden, damit ich weder durch Müdigkeit, noch durch Kälte litte. Der für mich gewählte Zelter trabte ganz besonders sanft, und bei dem Heraustreten aus dem Hause warf man einen Pelzmantel über meine Schultern."

„Dieses Haltmachen glich dem vorigen, und alle unsere Nachtmärsche glichen jenem, den wir so eben ge-

macht hatten: überall die nämlichen Rücksichten, und die nämliche Ehrerbietung; überall die nämliche Sorgfalt; es war offenbar, daß Jemand uns vorauseilte, der es übernahm, unser Quartier zu bestellen; ob es der Graf war, wußte ich nicht, denn da er diesen Theil unserer Uebereinkunft mit der nämlichen Regelmäßigkeit, wie die übrigen, vollzog, sah ich ihn während unseres Marsches nicht ein einzigesmal. Gegen den Abend des siebenten Tages gewahrte ich von der Höhe eines Hügels einen großen Haufen von Häusern. Es war Paris."

„Wir machten Halt, um die Nacht zu erwarten; dann, als es finster geworden war, machten wir uns wieder auf den Weg; bald kamen wir durch ein Thor, jenseits dessen der erste Gegenstand, welcher mir auffiel, ein unermeßliches Gebäude war, das ich wegen seiner hohen Mauern für irgend ein Kloster hielt; hierauf überschritten wir zweimal den Fluß. Wir wendeten uns rechts, und nach zehn Minuten Weges, befanden wir uns auf dem Platze der Bastille. Nun trat ein Mann, der uns zu erwarten schien, aus einer Thüre, und sagte, dem Anführer der Bedeckung sich nähernd: „„Hier ist's.""

„Der Anführer der Bedeckung wendete sich zu mir: „„Sie hören, Madame, wir sind angekommen.""

„Und von seinem Pferde springend, reichte er mir die Hand, um mir vom Zelter absteigen zu helfen, was er auf jeder Station zu thun pflegte."

„Die Thüre war offen; eine auf die Stufen gestellte Lampe erleuchtete die Treppe."

„„Madame,"" sagte der Anführer der Bedeckung, „„Sie sind hier zu Hause; bei dieser Thüre endet der Auftrag, den wir erhalten haben, Sie zu begleiten; darf ich mir schmeicheln, daß dieser Auftrag Ihren Wünschen gemäß, und mit der uns anempfohlen gewordenen Ehrerbietung vollzogen wurde?""

„Ja, mein Herr," antwortete ich ihm, „und ich kann Ihnen nur meine Danksagung dafür ausdrücken. Hinterbringen Sie dieselbe den braven Leuten, die mich begleitet haben. Ich möchte sie auf eine wirksamere Weise belohnen; aber ich besitze nichts."

„„Beunruhigen Sie sich deßhalb nicht, Madame,"" entgegnete jener, bei dem ich mich entschuldigte; „„sie sind reichlich belohnt.""

„Und nach einer Verbeugung vor mir wieder auf sein Pferd sich schwingend, sagte er: „„Kommet, Ihr Anderen, und möge Keiner von Euch morgen früh dieser Thüre sich genügend erinnern, um sie wieder zu erkennen.""

„Bei diesen Worten entfernte sich der kleine Trupp im Galoppe, und verlor sich in die Straße Saint-Antoine."

„Gertraud's erste Sorge war, die Thüre wieder zu verschließen, und durch den Schieber sahen wir sie davon reiten. Dann näherten wir uns der von der

Lampe erleuchteten Treppe; Gertraud nahm sie, und ging voran."

„Wir stiegen die Stufen hinauf, und kamen in den Corridor, dessen drei Thüren offen waren. Wir wählten die mittlere, und befanden uns in dem Salon, worin wir sind. Er war ganz erleuchtet, wie in diesem Augenblicke. Ich öffnete diese Thüre, und erblickte ein großes Toilettecabinet; dann jene andere, welche die Thüre meines Schlafzimmers war, und zu meinen großen Erstaunen stand ich meinem Porträte gegenüber."

„Es war jenes, welches zu Meridor im Zimmer meines Vaters hing; der Graf hatte ohne Zweifel den Baron darum gebeten, und es von ihm erhalten. Ich schauderte bei diesem neuen Beweise, daß mein Vater mich bereits als die Frau des Herrn von Monsoreau betrachtete."

„Wir durcheilten die Wohnung; sie war einsam; aber nichts fehlte darin; in allen Kaminen brannte Feuer, und im Speisesaale harrete meiner eine ganz servirte Tafel. Ich schaute rasch auf diese Tafel hin; nur ein einziges Gedeck lag auf demselben; ich beruhigte mich."

„„Nun denn! mein Fräulein,"" sagte Gertraud zu mir, „„Sie sehen es, der Graf hält sein Versprechen bis an's Ende.""

„Ach ja," antwortete ich seufzend, „denn es wäre mir lieber gewesen, wenn er durch Nichterfüllung irgend einer von seinen Verheißungen, mich der Meinigen entbunden hätte."

„Ich soupirte; dann durchsuchten wir zum zweitenmale das ganze Haus, ohne eben so wenig eine lebende Person darin zu finden, wie das erstemal; es gehörte wohl uns, und uns allein."

„Gertraud schlief in meinem Zimmer. Am andern Tage ging sie aus, und orientirte sich. Erst dann erfuhr ich von ihr, daß wir am Ende der Straße Saint-Antoine wohnten, dem Hôtel des Tournelles gegenüber, und daß die Festung, welche zu meiner Rechten sich erhob, die Bastille sey. Uebrigens lehrten mich diese Aufschlüsse nicht viel. Ich kannte Paris nicht, da ich nie hingekommen war."

„Der Tag verfloß, ohne etwas Neues zu bringen; am Abende, als ich mich eben zu Tische gesetzt hatte, um zu soupiren, klopfte man an die Thüre. Gertraud und ich schauten uns an. Man klopfte zum zweitenmale. „„Sieh, wer klopft,"" sagte ich zu ihr."

„„Wenn es der Graf ist?"" fragte sie mich, als sie mich erbleichen sah.

„Wenn es der Graf ist," antwortete ich mit Selbstüberwindung, „so öffne ihm, Gertraud; er hat seine Verheissungen getreulich gehalten; er wird sehen, daß ich, wie er, nur ein Wort habe."

„Einen Augenblick nachher kam Gertraud wieder."

„„Der Herr Graf ist's, Madame,"" sagte sie.

„Er möge eintreten," antwortete ich.

„Gertraud wich seitwärts, und machte dem Grafen Platz, der auf der Schwelle erschien."

„„Nun denn, Madame,““ fragte er mich, „„hab' ich den Vertrag getreulich vollzogen?““

„Ja, mein Herr," antwortete ich, „und ich danke Ihnen."

„Sie wollen mich demnach wohl bei Ihnen empfangen?" fügte er mit einem Lächeln bei, dessen Ironie alle seine Bemühungen nicht verhehlen konnten.

„Treten Sie ein, mein Herr."

„Der Graf näherte sich, und blieb stehen. Ich gab ihm ein Zeichen, sich zu setzen."

„Haben Sie Nachrichten, mein Herr?" fragte ich ihn."

„„Woher und von wem, Madame?““

„Vor Allem von meinem Vater und aus Meridor."

„„Ich bin nicht in das Schloß Meridor zurückgekehrt, und habe den Baron nicht wieder gesehen.““

„Dann von Beaugé und dem Herzoge von Anjou."

„„Dieß ist etwas Anderes; ich bin nach Beaugé gegangen, und habe mit dem Herzoge gesprochen.““

„Wie haben Sie ihn gefunden?"

„„Zum Zweifeln geneigt.““

„Woran?"

„„An ihrem Tode.““

„Aber Sie haben ihm denselben bestätiget?"

„„Ich habe gethan, was ich hiewegen thun konnte.““

„Und wo ist der Herzog?"

„„Seit gestern Abend nach Paris zurückgekehrt.““

„Warum ist er so schnell zurückgekommen?"

Weil man nicht gerne an einem Orte bleibt, wo

man den Tod eines Frauenzimmers sich vorzuwerfen zu haben glaubt.""

„Haben Sie ihn seit seiner Rückkehr nach Paris gesehen?"

„„Ich komme so eben von ihm.""

„Hat er mit Ihnen von mir gesprochen?"

„„Ich habe ihm keine Zeit dazu gelassen.""

„Wovon haben Sie dann mit ihm gesprochen?"

„„Von einem Versprechen, das er mir gemacht, und welches in Erfüllung zu bringen ich ihn gedrängt habe.""

„Welches?"

„„Er hat sich verpflichtet, für die Dienste, die ich ihm geleistet habe, meine Ernennung zum Oberjägermeister zu bewirken.""

„Ah! ja," erwiederte ich ihm mit einem traurigen Lächeln, denn ich dachte an den Tod meiner armen Daphne, „Sie sind ein schrecklicher Jäger; ich erinnere mich, und Sie haben als Solcher Rechte auf diese Stelle."

„„Nicht als Jäger erhalte ich sie, Madame, sondern als Diener des Prinzen; nicht deßwegen, weil ich Rechte darauf habe, wird man sie mir geben, sondern weil der Herr Herzog von Anjou es nicht wagen wird, gegen mich undankbar zu seyn.""

„Es lag in allen diesen Antworten, ungeachtet des ehrerbietigen Tones, womit sie gegeben wurden, ein Etwas, das mich erschreckte: der Ausdruck eines finstern und unbeugsamen Willens. Ich blieb einen Augenblick stumm."

„Wird es mir erlaubt seyn, an meinen Vater zu schreiben?“ fragte ich.

„„Gewiß; allein bedenken Sie, daß Ihre Briefe aufgefangen werden können.““

„Ist es mir verboten, auszugehen?“

„„Nichts ist Ihnen verboten, Madame; nur will ich Sie aufmerksam machen, daß man Ihnen nachgehen kann.““

„Wenigstens darf ich doch Sonntags die Messe hören?“

„„Ihrer Sicherheit wegen, glaub' ich wär's besser, wenn Sie sie nicht hören würden; aber wenn Sie sie durchaus hören wollen, so hören Sie sie wenigstens, ... dieß ist ein einfacher Rath, den ich Ihnen gebe, bemerken Sie es wohl... in der Kirche Sainte-Catharine.““

„Und wo ist diese Kirche?“

„„Ihrem Hause gegenüber, auf der andern Seite der Strasse.““

„Ich danke Ihnen mein Herr.“

„Ein neues Schweigen trat ein.“

„Wann werde ich Sie wieder sehen, mein Herr?“

„„Ich erwarte Ihre Erlaubniß, um wieder zu kommen.““

„Bedürfen Sie ihrer?“

„„Ohne Zweifel. Bis jetzt bin ich für Sie ein Fremder.““

„Haben Sie keinen Schlüssel zu diesem Hause?“

„„Ihr Gatte allein hat das Recht, einen Schlüssel zu haben.““

„Mein Herr,“ antwortete ich, erschrockener über diese so sonderbar unterwürfigen Antworten, als ich es über unbedingte Antworten gewesen wäre; „mein Herr, Sie werden wieder kommen, wann Sie wollen, oder wann Sie glauben, daß Sie mir etwas Wichtiges zu sagen haben.“

„„Ich danke, Madame, ich werde von der Erlaubniß Gebrauch machen, jedoch ohne sie zu mißbrauchen, und der erste Beweis, den ich Ihnen davon gebe, ist, daß ich Sie bitte, meine Empfehlung entgegenzunehmen.““ Und mit diesen Worten stand der Graf auf.

„Sie verlassen mich?“ fragte ich, immer erstaunter über diese Art seines Benehmens, die zu erwarten ich weit entfernt war.

„„Madame,““ antwortete der Graf, „„ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, und ich will die Lage, worin Sie sich befinden, und welche Sie zwingt, meine Sorgfalt anzunehmen, nicht mißbrauchen. Nur bescheiden bei Ihnen verweilend, hoffe ich, daß Sie sich nach und nach an meine Anwesenheit gewöhnen werden; auf diese Art wird Ihnen das Opfer minder schwer fallen, wenn der Moment wird gekommen seyn, meine Frau zu werden.““

„Mein Herr,“ entgegnete ich ihm, indem ich nun auch mich erhob, „ich anerkenne das ganze Zartgefühl Ihres Benehmens, und trotz jener Art von Härte, die in jedem Ihrer Worte liegt, würdige ich sie. Sie haben Recht, und ich werde mit jener Freimüthigkeit mit Ihnen

sprechen, die Sie mir gegenüber bethätiget habe. Ich hegte gegen Sie einige vorgefaßte Meinungen, welche, wie ich hoffe, die Zeit heilen wird."

„„Erlauben Sie mir, Madame,"" versetzte der Graf, „„diese Hoffnung zu theilen, und in der Erwartung jenes glücklichen Momentes zu leben.""

„Dann, mit all' der Ehrerbietung vor mir sich verbeugend, die ich von dem Geringsten meiner Diener hätte erwarten können, winkte er Gertraud, in deren Gegenwart diese ganze Unterredung vorgefallen war, zu leuchten, und entfernte sich."

Drittes Kapitel.

Die Vermählung.

„„Das ist ein sonderbarer Mann, auf meine Ehre,"" sagte Bussy.

„O ja! sehr sonderbar, nicht wahr mein Herr? Denn seine Liebe that sich mir gegenüber mit der ganzen Härte des Hasses kund. Da Gertraud zurückkam, fand sie mich trauriger und erschrockener als jemals. Sie versuchte mich zu beruhigen; aber das arme Mädchen war sichtbar eben so besorgt, wie ich. Diese eisige Ehrerbietung, diese ironische Gefügigkeit, diese verhaltene Leidenschaft, die grell aus jedem seiner Worte klang, waren furchtbarer, als es ein klar ausgedrückter Wille gewesen wäre, den ich hätte bekämpfen können.

Der folgende Tag war ein Sonntag: seit meinem Gedenken hatte ich es nie unterlassen, dem Gottesdienste beizuwohnen. Ich hörte die Glocke der Kirche Sainte-Catherine, die mir zu rufen schien. Ich sah alle Leute zum Tempel Gottes wallen; ich hüllte mich in einen dichten Schleier, und mischte mich, von Gertraud gefolgt, unter die Menge der Gläubigen, welche auf den Zuruf der Glocke herbeieilten."

„Ich suche den dunkelsten Winkel, und kniete dort gegen die Mauer hin. Gertraud postirte sich wie eine Schildwache zwischen die Leute und mich. Dießmal war's überflüssig; Niemand gab auf mich Acht, oder schien es zu thun. Am Tage nachher kam der Graf wieder, und sagte mir, daß er zum Oberjägermeister ernannt worden sey. Der Einfluß des Herrn Herzogs von Anjou hatte ihm diese, fast schon einem Günstlinge des Königs, Herrn von Saint-Luc, versprochene Stelle verschafft. Dieß war ein Triumph, den er selbst kaum erwartete."

„„In der That,"" erwiederte Bussy, „„und der uns Alle in Erstaunen setzte.""

„Er kam, mir diese Neuigkeit in der Hoffnung mitzutheilen, daß diese Würde meine Einwilligung beschleunigen dürfte; nur drängte er nicht, bestand nicht darauf; er erwartete Alles von meinem Versprechen und von den Ereignissen. Was mich betrifft, so begann ich zu hoffen, daß ich, da der Herzog von Anjou mich für todt hielt, und keine Gefahr mehr drohte, aufhö-

ren würde, gegen den Grafen eine Verpflichtung zu haben."

„Weitere sieben Tage verflossen, ohne etwas Neues zu bringen, als zwei Besuche des Grafen. Diese Besuche waren, wie die vorhergehenden, kalt und ehrerbietig; aber ich habe Ihnen bemerkt, was diese Kälte und diese Ehrerbietung Sonderbares, ich möchte sagen Drohendes hatten."

„Am folgenden Sonntage ging ich in die Kirche, wie ich es schon gethan, und wählte den nämlichen Platz, den ich acht Tage früher eingenommen hatte. Die Sicherheit macht unvorsichtig: während meines Betens verschiebt sich mein Schleier; im Gotteshause dachte ich nur an Gott. Ich betete inbrünstig für meinen Vater, als ich plötzlich fühlte, daß Gertraud meinen Arm berührte; ich bedurfte eines zweiten Zurufes, um aus jener Art religiöser Seelenentrückung zu erwachen, in die ich versunken war. Ich hob den Kopf empor, ich schaute mechanisch um mich her, und gewahrte mit Schrecken den an eine Mauer gelehnten Herzog von Anjou, der mich mit den Augen verschlang. Ein Mann, der sein Vertrauter, vielmehr sein Diener zu seyn schien, stand neben ihm."

„„Dieß war Aurilly,"" sagte Bussy, „„sein Lautenschläger.""

„Ich glaube wirklich," versetzte Diane, „daß dieß der Name ist, den mir Gertraud später nannte."

„„Fahren Sie fort, Madame,"" erwiederte Bussy,

„ich bitte Sie, fahren Sie fort, ich beginne Alles zu begreifen.““

„Schnell zog ich meinen Schleier wieder über mein Gesicht; es war zu spät, er hatte mich gesehen, und wenn auch nicht erkannt, so war er doch mindestens von meiner Aehnlichkeit mit jener Dame, die er geliebt hatte, und verloren zu haben glaubte, tief ergriffen. Unbehaglich ob seinem Blicke, den ich auf mir lasten fühlte, stand ich auf, und ging der Thüre zu; aber an der Thüre traf ich ihn wieder; er hatte seine Finger in den Weihbrunnkessel getaucht, und reichte mir Weihwasser."

„Ich stellte mich, ihn nicht zu sehen, und ging vorüber, ohne anzunehmen, was er mir bot. Doch ohne mich umzukehren, sah ich ein, daß uns gefolgt würde; hätte ich Paris gekannt, so würde ich versucht haben, den Herzog über meine wirkliche Wohnung zu täuschen; allein ich hatte nie einen andern Weg gemacht, als jenen, der von dem Hause, das ich bewohnte, zur Kirche führte; ich kannte Niemand, den ich um Gastfreundschaft auf eine Viertelstunde bitten konnte, keine Freundin, einen einzigen Beschützer, den ich mehr fürchtete, als einen Feind, das ist Alles."

„„O! mein Gott,““ murmelte Bussy, „„warum haben der Himmel, die Vorsehung oder der Zufall, mich nicht früher auf Ihren Weg geführt?““

Diane dankte dem jungen Manne mit einem Blicke.

„„Aber um Vergebung,““ fuhr Bussy fort; „„ich

unterbreche Sie immer, und sterbe doch vor Neugier. Fahren Sie fort, ich bitte Sie inständig darum.""

„Am nämlichen Abende kam Herr von Monsoreau. Ich wußte nicht, ob ich mit ihm von meinem Abenteuer sprechen sollte, als er selbst meiner Unschlüssigkeit ein Ende machte."

„„Sie haben mich gefragt,"" sagte er, „„ob es Ihnen verboten wäre, in die Messe zu gehen, und ich habe Ihnen geantwortet, daß Sie souveraine Herrin Ihrer Handlungen seyen, und besser thäten, nicht auszugehen: Sie wollten mir hiewegen nicht glauben. Sie sind heute früh ausgegangen, um dem Gottesdienste in der Kirche Sainte-Catherine beizuwohnen. Der Prinz befand sich zufällig darin, oder vielmehr aus Mißgeschick, und hat Sie dort gesehen.""

„Es ist wahr, mein Herr, und ich war unschlüssig, ob ich Ihnen diesen Vorfall mittheilen sollte, denn ich wußte nicht, ob der Prinz mich als die erkannt hatte, die ich bin, oder ob bloß mein Gesicht ihm auffiel."

„„Ihr Gesicht ist ihm aufgefallen, Ihre Aehnlichkeit mit der Dame, deren Verlust er bedauert, hat ihm außerordentlich geschienen; er ist Ihnen nachgefolgt, und hat Erkundigungen eingezogen; aber Niemand ihm etwas sagen können, denn Niemand weiß etwas.""

„Mein Gott, mein Herr, was glauben Sie, daß er thue?" rief ich aus.

„„Der Herzog hat ein verschlossenes und beharrliches Herz,"" erwiederte Herr von Monsoreau.

„O! er wird mich vergessen, hoff' ich."

„„Ich glaub's nicht; man vergißt Sie nicht, wenn man Sie gesehen hat. Ich habe Alles gethan, um Sie zu vergessen, und hab' es nicht gekonnt.""

„Und der erste Leidenschaftsblitz, den ich bei Herrn von Monsoreau bemerkt habe, zuckte aus den Augen des Grafen. Ich war über diese Flamme erschrockener, die so eben diesem Herde entsprühte, den man erloschen gewähnt hätte, als ich es am Morgen bei dem Anblicke des Prinzen gewesen war. Ich blieb stumm."

„„Was gedenken Sie zu thun?"" fragte mich der Graf.

„Mein Herr, könnte ich nicht in ein anderes Haus, in ein anderes Stadtviertel, in eine andere Straße ziehen, am andern Ende von Paris wohnen, oder besser noch nach Anjou zurückkehren?"

„„Dieß Alles wäre vergeblich,"" erwiederte Herr von Monsoreau den Kopf schüttelnd; „„der Herr Herzog von Anjou ist ein furchtbarer Spürhund; er ist auf Ihrer Fährte; gehen Sie nun, wohin Sie wollen, er wird Ihnen so lange nachsetzen, bis er sie einholt.""

„O! mein Gott! Sie erschrecken mich."

„„Das ist meine Absicht nicht; ich sage Ihnen, wie sich's verhält, sonst nichts.""

„Dann muß ich die Frage an Sie stellen, die Sie so eben an mich richteten. Was gedenken Sie zu thun, mein Herr?"

„„Ach!"" antwortete der Graf von Monsoreau mit

einer bitteren Ironie, „„ich bin ein Mann von dürftiger Einbildungskraft. Ich hatte ein Mittel gefunden; dieses Mittel entspricht Ihnen nicht; ich verzichte darauf; aber sprechen Sie mir nicht davon, ein Anderes zu suchen.““

„Aber, mein Gott,“ versetzte ich, „die Gefahr ist vielleicht minder dringend, als Sie glauben.“

„„Dieß wird die Zukunft Sie lehren, Madame,““ sagte der Graf aufstehend. „„Jedenfalls, ich wiederhole es Ihnen, wird Frau von Monsoreau um so weniger vom Prinzen zu befürchten haben, als der neue Posten, den ich bekleide, mich in unmittelbare Berührung mit dem Könige bringt, und ich und meine Frau natürlich bei dem Könige Schutz finden werden.““

„Ich antwortete nur durch einen Seufzer. Was der Graf sprach, war voll Vernunft und Wahrscheinlichkeit.“

„Herr von Monsoreau wartete einen Augenblick, wie um mir Muße zu lassen, ihm zu antworten; allein ich hatte die Kraft nicht dazu. Er stand vor mir, ganz bereit sich zu entfernen. Ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen; er verbeugte sich und ging fort. Ich hörte von der Treppe her einige Verwünschungen seinem Munde entschlüpfen.“

„Ich rief Gertraud. Gertraud pflegte sich im Cabinete oder im Schlafzimmer aufzuhalten, wenn der Graf kam; sie eilte herbei. Ich stand am Fenster, dergestalt in die Vorhänge gehüllt, daß ich, ohne be-

merkt zu werden, sehen konnte, was auf der Straße geschah.“

„Der Graf ging durch die Hausthüre fort, und entfernte sich. Etwa eine Stunde lang beobachteten wir Alles aufmerksam. Aber Niemand kam. Die Nacht ging ohne ein neues Ereigniß vorüber.“

„Am andern Tage wurde Gertraud, als sie ausging, von einem jungen Manne angeredet, den sie als Denjenigen erkannte, welcher am Tage vorher den Prinzen begleitete; aber sie weigerte sich, ungeachtet seines inständigen Bittens, zu antworten; auf alle seine Fragen blieb sie stumm. Der junge Mann entfernte sich überdrüssig.“

„Diese Begegnung jagte mir einen gewaltigen Schrecken ein; sie war der Anfang einer Nachforschung, die sicher da nicht stehen bleiben sollte. Ich fürchtete, daß Herr von Monsoreau am Abende nicht kommen, und in der Nacht irgend ein Versuch gegen mich gemacht werden möchte; ich ließ ihn holen; er kam alsogleich. Ich erzählte ihm Alles, und entwarf ihm ein Porträt des jungen Mannes nach Gertraud's Schilderung desselben.“

„„Aurilly ist's,““ sagte er; „„was hat Gertraud geantwortet?““

„Gertraud hat nichts geantwortet.“

„Herr von Monsoreau sann einen Augenblick nach.“

„„Sie hat Unrecht gehabt,““ äußerte er.

„Wie so?“

„„Ja, es handelt sich darum, Zeit zu gewinnen.““

einer bitteren Ironie, „„ich bin ein Mann von dürftiger Einbildungskraft. Ich hatte ein Mittel gefunden; dieses Mittel entspricht Ihnen nicht; ich verzichte darauf; aber sprechen Sie mir nicht davon, ein Anderes zu suchen.““

„Aber, mein Gott,“ versetzte ich, „die Gefahr ist vielleicht minder dringend, als Sie glauben.“

„„Dieß wird die Zukunft Sie lehren, Madame,““ sagte der Graf aufstehend. „„Jedenfalls, ich wiederhole es Ihnen, wird Frau von Monsoreau um so weniger vom Prinzen zu befürchten haben, als der neue Posten, den ich bekleide, mich in unmittelbare Berührung mit dem Könige bringt, und ich und meine Frau natürlich bei dem Könige Schutz finden werden.““

„Ich antwortete nur durch einen Seufzer. Was der Graf sprach, war voll Vernunft und Wahrscheinlichkeit.“

„Herr von Monsoreau wartete einen Augenblick, wie um mir Muße zu lassen, ihm zu antworten; allein ich hatte die Kraft nicht dazu. Er stand vor mir, ganz bereit sich zu entfernen. Ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen; er verbeugte sich und ging fort. Ich hörte von der Treppe her einige Verwünschungen seinem Munde entschlüpfen.“

„Ich rief Gertraud. Gertraud pflegte sich im Cabinete oder im Schlafzimmer aufzuhalten, wenn der Graf kam; sie eilte herbei. Ich stand am Fenster, dergestalt in die Vorhänge gehüllt, daß ich, ohne be-

merkt zu werden, sehen konnte, was auf der Straße geschah."

„Der Graf ging durch die Hausthüre fort, und entfernte sich. Etwa eine Stunde lang beobachteten wir Alles aufmerksam. Aber Niemand kam. Die Nacht ging ohne ein neues Ereigniß vorüber."

„Am andern Tage wurde Gertraud, als sie ausging, von einem jungen Manne angeredet, den sie als Denjenigen erkannte, welcher am Tage vorher den Prinzen begleitete; aber sie weigerte sich, ungeachtet seines inständigen Bittens, zu antworten; auf alle seine Fragen blieb sie stumm. Der junge Mann entfernte sich überdrüssig."

„Diese Begegnung jagte mir einen gewaltigen Schrecken ein; sie war der Anfang einer Nachforschung, die sicher da nicht stehen bleiben sollte. Ich fürchtete, daß Herr von Monsoreau am Abende nicht kommen, und in der Nacht irgend ein Versuch gegen mich gemacht werden möchte; ich ließ ihn holen; er kam alsogleich. Ich erzählte ihm Alles, und entwarf ihm ein Porträt des jungen Mannes nach Gertraud's Schilderung desselben."

„„Aurilly ist's,"" sagte er; „„was hat Gertraud geantwortet?""

„Gertraud hat nichts geantwortet."

„Herr von Monsoreau sann einen Augenblick nach."

„„Sie hat Unrecht gehabt,"" äußerte er.

„Wie so?"

„„Ja, es handelt sich darum, Zeit zu gewinnen.""

„Zeit?"

„„Heute bin ich noch in der Abhängigkeit vom Herrn Herzoge von Anjou; aber in vierzehn Tagen, in zwölf Tagen, in acht Tagen vielleicht, wird der Herzog in der Meinigen seyn. Es handelt sich also darum, ihn zu täuschen, damit er warte.""

„Mein Gott!"

„„Ohne Zweifel wird die Hoffnung ihn geduldig machen. Eine völlige Zurückweisung wird ihn zu irgend einem verzweiflungsvollen Schritte treiben.""

„Mein Herr, schreiben Sie an meinen Vater," rief ich aus; „mein Vater wird herbeieilen, und sich dem Könige zu Füssen werfen. Der König wird mit einem Greise Mitleid haben."

„„Je nach der geistigen Stimmung, in welcher der König seyn, und je nachdem es in seiner Politik liegen wird, für den Augenblick der Freund oder Feind des Herrn Herzogs von Anjou zu seyn. Uebrigens braucht ein Bote sechs Tage, um Ihren Vater zu besuchen. Sechs Tage braucht Ihr Vater, um zurückzukommen. In zwölf Tagen wird der Herr Herzog von Anjou, wenn wir ihn nicht aufhalten, alle Schritte gethan haben, die er thun kann.""

„Und wie ihn aufhalten?"

„Herr von Monsoreau antwortete nicht. Ich begriff seinen Gedanken und schlug die Augen nieder."

„Mein Herr," sagte ich nach einer Pause des Schweigens, „geben Sie Gertraud Ihre Befehle, und sie wird Ihre Instruktionen befolgen."

„Ein unmerkbares Lächeln zuckte über die Lippen des Herrn von Monsoreau bei diesem meinem ersten Anrufen seines Schutzes. Er plauderte einige Augenblicke mit Gertraud.“

„„Madame,““ sagte er zu mir, „„ich könnte im Fortgehen aus Ihrem Hause gesehen werden; es fehlen uns nur noch einige Stunden, um die Nacht zu erwarten; erlauben Sie mir, diese wenigen Stunden in Ihrer Wohnung zu verleben?““

„Herr von Monsoreau besaß fast das Recht, es zu fordern; er begnügte sich zu fragen; ich gab ihm ein Zeichen, sich zu setzen. Da war's, daß ich die mächtige Selbstbeherrschung des Grafen bemerkte; alsogleich setzte er sich über den Zwang weg, den unsere beziehungsweise Lage gebot, und seine Unterhaltung, welcher jene Art von Härte, die ich schon bezeichnet habe, einen kräftigen Charakter verlieh, begann mannigfaltig und anziehend. Der Graf hatte viele Reisen unternommen, viel gesehen, viel gedacht, und ich nach Verfluß von zwei Stunden den ganzen, auf meinen Vater gewonnenen Einfluß dieses sonderbaren Mannes begriffen.“

Bussy stieß einen Seufzer aus.

„Als die Nacht gekommen war, stand er auf, ohne auf etwas zu dringen, ohne mehr zu verlangen, und wie mit dem Gewährten zufrieden, und ging fort. Während des Abendes stellten Gertraud und ich uns wieder an unsern Beobachtungspunkt. Dießmal sahen wir deutlich zwei Männer, welche das Haus genau betrach-

teten. Mehrmals näherten sie sich der Thüre; von Innen war alles Licht erloschen; sie konnten uns nicht sehen. Gegen eilf Uhr entfernten sie sich."

„Am andern Tage traf Gertraud ausgehend den nämlichen jungen Mann an der nämlichen Stelle wieder; er kam wieder zu ihr, und fragte sie, wie er es am vorigen Tage gethan hatte. An diesem Tage war Gertraud minder zurückhaltend, und wechselte einige Worte mit ihm."

„Am folgenden Tage war Gertraud mittheilsamer; sie sagte ihm, daß ich die Wittwe eines Rathes sey, die, ohne Vermögen zurückgelassen, sehr zurückgezogen lebe; er wollte in sie dringen, um noch mehr zu erfahren; allein er mußte sich zur Zeit mit diesen Aufschlüssen begnügen."

„Am Tage nachher schien Aurilly einige Zweifel an der Wahrheit der Erzählung vom vorigen Tage gefaßt zu haben; er redete von Anjou, von Beaugé, und sprach das Wort Meridor aus."

„Gertraud antwortete, daß alle diese Namen ihr völlig unbekannt wären."

„Dann gestand er, daß er in Diensten des Herzogs von Anjou sey, daß der Herzog von Anjou mich gesehen, und sich in mich verliebt habe; hierauf, in Folge dieses Geständnisses, kamen prächtige Anträge für sie und für mich, für sie, wenn sie den Prinzen bei mir einführen, für mich, wenn ich ihn empfangen wollte."

„An jedem Abende erschien Herr von Monsoreau,

und an jedem Abende sagte ich ihm, wie weit wir damit wären. Er blieb dann von acht Uhr bis Mitternacht; aber augenscheinlich war seine Besorgniß groß. Am Samstage Abends sah ich ihn bleicher und aufgeregter kommen, als gewöhnlich."

„„Hören Sie,"" sagte er zu mir, „„Sie müssen für Dienstag oder Mittwoch Alles versprechen.""

„Alles versprechen, und warum?" rief ich aus.

„„Weil der Herr Herzog von Anjou zu Allem entschlossen ist, weil er in diesem Augenblicke gut mit dem Könige steht, und folglich vom Könige nichts zu erwarten ist.""

„Aber soll denn zwischen jetzt und Mittwoch irgend ein Ereigniß eintreten, das uns zu Hülfe kommen wird?"

„„Vielleicht. Ich erwarte von Tag zu Tag jenes Ereigniß, das den Prinzen von mir abhängig machen soll. Ich betreibe es, ich beschleunige es, nicht nur mit meinen Wünschen, sondern auch mit meinen Handlungen. Morgen muß ich Sie verlassen, und nach Montereau gehen.""

„Sie müssen?"" antwortete ich mit einer Art von Schrecken, vermischt mit einer gewissen Freude.

„„Ja; ich habe dort eine unerläßliche Zusammenkunft, um jenes Ereigniß zu beschleunigen, von dem ich mit Ihnen sprach.""

„Und wenn wir am Dienstage im nämlichen Zustande sind, mein Gott, was ist hernach zu thun?"

„„Was soll ich nach Ihrer Meinung gegen einen Prinzen unternehmen, wenn ich kein Recht habe, Sie zu beschützen? Man wird dem Mißgeschicke weichen müssen.““

„O! mein Vater! mein Vater!“ rief ich aus.

„Der Graf schaute mich starr an.“

„„Sie verabscheuen mich also wohl?““ sagte er.

„O! mein Herr.“

„„Was haben Sie denn an mir zu tadeln?““

„O! nichts; im Gegentheile.“

„„Bin ich denn nicht ergeben gewesen, wie ein Freund, ehrerbietig wie ein Bruder?““

„Sie haben sich in jeder Beziehung wie ein Biedermann benommen.“

„„Hatte ich nicht ihr Versprechen?““

„Ja.“

„„Hab' ich Sie ein einzigesmal daran erinnert?““

„Nein.“

„„Und dennoch wollen Sie, da die Umstände so sind, daß Sie zwischen eine ehrenvolle und eine schimpfliche Lage sich gestellt finden, lieber die Mätresse des Herzogs von Anjou, als die Gattin des Grafen von Monsoreau werden.““

„Ich sage dieß nicht, mein Herr.“

„„Aber dann entschließen Sie sich doch.““

„Ich bin entschlossen.“

„„Gräfin von Monsoreau zu werden?““

„Lieber, als die Mätresse des Herzogs von Anjou.“

„„Lieber, als die Mätresse des Herzogs von Anjou; die Alternative ist schmeichelhaft.““

„Ich schwieg.“

„„Gleichviel,““ sagte der Graf, „„hören Sie? Gertraud gewinne Zeit bis zum Dienstage, und am Dienstage werden wir sehen.““

„Am folgenden Tage ging Gertraud wie gewöhnlich aus; aber sie sah Aurilly nicht. Bei ihrer Heimkehr waren wir besorgter über seine Abwesenheit, als wir es über seine Gegenwart gewesen wären. Gertraud ging von Neuem aus, ohne Nothwendigkeit, auszugehen, nur um ihn zu treffen; aber sie traf ihn nicht. Ein drittes Ausgehen war eben so vergeblich, wie die ersten zwei. Ich schickte Gertraud zu Herrn von Monsoreau; er war abgereiset, und man wußte nicht, wo er war. Wir waren allein und isolirt; wir fühlten uns schwach; zum erstenmale sah ich meine ganze Ungerechtigkeit gegen den Grafen ein.“

„„O! Madame,““ rief Bussy aus, „„beeilen Sie sich doch nicht so, zu diesem Manne zurückzukommen; in seinem ganzen Benehmen liegt etwas, das wir nicht wissen, aber erfahren werden.““

„Der Abend kam im Geleite mächtiger Schrecken; ich war lieber zu Allem entschlossen, als lebendig in die Hände des Herzogs von Anjou zu fallen. Ich hatte diesen Dolch zu mir gesteckt, und beschlossen, vor den Augen des Prinzen in dem Momente mich zu durchbohren, wo er oder seine Leute versuchen würden, die

Hand an mich zu legen. Wir verrammelten unsere Zimmer. In Folge einer unglaublichen Nachlässigkeit, hatte die Hausthüre inwendig keinen Riegel. Wir verbargen die Lampe, und begaben uns an unsern Beobachtungspunkt."

„Alles war ruhig bis Nachts eilf Uhr; um eilf Uhr kamen fünf Männer aus der Straße Saint-Antoine, schienen zu berathschlagen; und gingen fort, um sich in der Mauerecke des Hôtels des Tournelles in den Hinterhalt zu legen. Wir begannen zu zittern; diese Männer waren wahrscheinlich wegen uns dort. Sie verweilten jedoch unbeweglich; ungefähr eine Viertelstunde verfloß. Nach Verlauf einer Viertelstunde sahen wir zwei andere Männer an der Ecke der Straße Saint-Paul erscheinen. Der Mond, welcher durch die Wolken glitt, vergönnte Gertraud, in einem jener beiden Männer Aurilly zu erkennen."

„„Ach! mein Fräulein, sie sind es,"" murmelte das arme Mädchen.

„Ja," antwortete ich, ganz bebend vor Schrecken, „und die fünf Andern sind dort, um ihnen Beistand zu leisten."

„„Aber sie werden die Thüre einsprengen müssen,"" sagte Gertraud, „„und auf den Lärm die Nachbarn herbeieilen.""

„Wie magst du glauben, daß die Nachbarn herbeieilen? Kennen sie uns, und haben sie irgend einen Grund, sich in einen widrigen Handel einzulassen, um

uns zu beschützen? Ach! Gertraud, wir haben wirklich keinen wahren Beschützer, als den Grafen."

„„Wohlan! warum weigern Sie sich dann immer, Gräfin zu werden?""

„Ich stieß einen Seufzer aus."

„Während dieser Zeit waren die beiden Männer, die an der Ecke der Straße Saint-Paul erschienen, die Häuser entlang geschlüpft, und standen unter unsern Fenstern. Wir öffneten sachte das Fenster."

„„Weißt Du es gewiß, daß es hier ist?"" fragte eine Stimme.

„„Ja, Monseigneur, ganz gewiß. Es ist das fünfte Haus von der Ecke der Straße Saint-Paul an.""

„„Und glaubst Du, daß der Schlüssel passen wird.""

„„Ich habe vom Schlosse einen Abdruck genommen.""

„Ich faßte Gertraud's Arm und preßte ihn heftig."

„„Und wenn wir einmal darin sind?""

„„Wenn wir einmal darin sind, dann ist's meine Sache. Die Zofe wird uns öffnen. Eure Hoheit besitzen in Ihrer Tasche einen goldenen Schlüssel, der wohl so viel werth ist, wie dieser.""

„„So öffne.""

„Wir hörten das Geräusch des Schlüssels im Schloße. Aber plötzlich verließen die in der Ecke des Hôtels im Hinterhalte lauernden Männer die Mauer, und stürzten auf den Prinzen und auf Aurilly mit dem Ausrufe zu: „„Auf den Tod! Auf den Tod!""

„Ich kannte mich hierin nicht aus, sondern errieth nur, daß uns ein unerwarteter, unverhoffter, unerhörter Beistand zu Theil werde. Ich sank auf die Knie, und dankte dem Himmel. Aber der Prinz brauchte sich nur zu zeigen, der Prinz brauchte nur seinen Namen zu nennen, alle Stimmen schwiegen, alle Degen kehrten in die Scheide zurück, und jeder der Angreifer trat einen Schritt zurück."

„„Ja, ja,"" erwiederte Bussy, nicht auf den Prinzen hatten sie es abgesehen, sondern auf mich.""

„Jedenfalls," versetzte Diane, „entfernte dieser Angriff den Prinzen. Wir sahen ihn durch die Straße Jouy abziehen, während die fünf Edelleute des Hinterhaltes ihren Posten an der Ecke des Hôtels des Tournelles wieder besetzten. Es war offenbar, daß, wenigstens für diese Nacht, die Gefahr sich von uns entfernt hatte; denn nicht mir wollten die fünf Edelleute etwas anhaben. Allein wir waren zu besorgt und zu angegriffen, um nicht auf der Hut zu seyn. Wir blieben am Fenster stehen, und erwarteten irgend ein unbekanntes Ereigniß, dessen Begegnung wir instinktmäßig herannahen fühlten."

„Das Warten war kurz. Ein Mann zu Pferd erschien, der sich mitten auf der Straße Saint-Antoine hielt. Dieß war ohne Zweifel derjenige, welchen die fünf im Hinterhalte lauernden Edelleute erwarteten; denn als sie ihn gewahrten, riefen sie: „„Zu den Degen! Zu den Degen!"" und stürzten auf ihn

los. Sie wissen Alles, was sich auf diesen Edelmann bezieht," sagte Diane, „weil Sie dieser Edelmann sind."

„„Im Gegentheile, Madame,"" erwiederte Bussy, der aus der Erzählung der jungen Dame irgend ein Geheimniß ihres Herzens zu locken hoffte, „„im Gegentheile, ich weiß nur den Kampf, da ich nach dem Kampfe ohnmächtig wurde.""

„Es ist überflüssig, Ihnen zu sagen," fuhr Diane mit einem leichten Erröthen fort, „welches Interesse wir an diesem so ungleichen, und doch so tapfer bestandenen Kampfe nahmen. Jede Episode dieses Kampfes entriß uns einen Schauder, einen Schrei, ein Gebet. Wir sahen Ihr Pferd schwach werden und stürzen. Wir hielten Sie für verloren; aber es geschah nicht; der tapfere Bussy verdiente seinen Ruf. Sie fielen stehend, und brauchten sich sogar nicht wieder aufzurichten, um Ihre Feinde zu treffen; endlich, umzingelt, von allen Seiten bedroht, zogen Sie sich wie der Löwe zurück, das Antlitz Ihren Gegnern zugekehrt, und kamen zur Thüre, an die Sie sich lehnten; dann geriethen Gertraud und ich auf den gleichen Gedanken, nämlich hinabzugehen, und Ihnen die Thüre zu öffnen; sie schaute mich an; ja, sagte ich zu ihr, und wir stürzten Beide der Treppe zu. Da wir aber, wie ich Ihnen gesagt habe, inwendig verrammelt waren, bedurften wir einiger Secunden, um die Möbel wegzuräumen, welche den Durchgang versperrten, und in dem Augenblicke

da wir auf der Flur ankamen, hörten wir die Hausthüre verschließen."

„Wir blieben Beide unbeweglich. Wer war doch die eingetretene Person, und wie war sie eingetreten? Ich stützte mich auf Gertraud, und wir blieben in stummer Erwartung. Bald ließen sich im Gange Schritte hören; sie näherten sich der Treppe; ein Mann erschien, wankend, breitete die Arme aus, und sank auf die ersten Stufen hin, einen dumpfen Seufzer ausstossend."

„Es war augenscheinlich, daß dieser Mann nicht verfolgt wurde; daß er durch das Schließen der vom Herzoge von Anjou so glücklicherweise offen gelassenen Thüre, seine Gegner sich vom Halse geschafft hatte, und, gefährlich verwundet, vielleicht tödtlich, am Fuße der Treppe hingesunken war. Jedenfalls hatten wir nichts zu befürchten, vielmehr dieser Mann unsere Hülfe nöthig."

„Die Lampe!" sagte ich zu Gertraud.

„Sie eilte fort, und brachte das Licht zurück."

„Wie hatten uns nicht getäuscht; Sie lagen in Ohnmacht. Wir erkannten in Ihnen den tapferen Edelmann, der sich so kräftig vertheidiget hatte, und wir beschlossen ohne Zaudern, Ihnen zu helfen. In einem Augenblicke wurden Sie in mein Zimmer gebracht, und auf das Bett gelegt. Sie waren noch immer ohnmächtig; der Beistand eines Wundarztes schien dringend nöthig. Gertraud erinnerte sich, von einer wundersa-

a.b
a.b a.b
a.b a.b

men, einige Tage früher von einem jungen Doctor in der Straße... in der Straße Beautreilles gemachten Cur erzählen gehört zu haben. Sie wußte seine Adresse; sie erbot sich, ihn zu holen."

„Aber der junge Mann," sagte ich zu ihr, „kann uns verrathen."

„„Seyen Sie unbesorgt,"" erwiederte sie, „„ich werde meine Vorsichtsmaßregeln ergreifen.""

„Sie war ein muthiges und zugleich vorsichtiges Mädchen," fuhr Diane fort. „Ich verließ mich also ganz auf sie. Sie nahm Geld, einen Schlüssel und meinen Dolch, und ich blieb allein bei Ihnen... und betete für Sie."

„„Ach!"" sagte Bussy, „„ich kannte die ganze Größe meines Glückes nicht, Madame.""

„Eine Viertelstunde nachher kam Gertraud zurück; sie brachte den jungen Doctor mit; er hatte in Alles eingewilliget, und folgte ihr mit verbundenen Augen."

„Ich blieb im Salon, während man ihn in das Zimmer führte. Hier erlaubte man ihm, die Binde weg zu thun, die seine Augen verhüllte."

„„Ja,"" sagte Bussy, „„und in diesem Momente war es, wo ich wieder zum Bewußtseyn kam, wo meine Blicke auf Ihr Porträt fielen, und wo es mir dünkte, Sie eintreten zu sehen.""

„Ich trat wirklich ein; meine Besorgniß überwog meine Vorsicht; ich stellte einige Fragen an den jungen

Doctor; er untersuchte Ihre Wunde genau, stand mir gut für Sie, und ich war erleichtert."

„„Dieß Alles war in meinem Geiste geblieben,"" versetzte Bussy, „„aber wie ein Traum in meinem Gedächtnisse; und dennoch sagte mir etwas hier,"" fügte der junge Mann bei, die Hand auf sein Herz legend, „„daß ich nicht geträumt hatte.""

„Als der Wundarzt Ihre Wunde verbunden hatte, zog er aus seiner Tasche ein kleines Fläschchen, eine rothe Flüssigkeit enthaltend, und träufelte einige Tropfen von dieser Flüssigkeit auf Ihre Lippen: dieß sey, sagte er zu mir, ein Elixir, bestimmt, Ihnen Schlaf zu verschaffen, und das Fieber zu bekämpfen. Wirklich schlossen Sie wieder, einen Augenblick nach dem Hinunterschlucken dieses Trankes, Ihre Augen, und fielen wiederholt in jene Art von Ohnmacht, aus der Sie nur einen Moment erwacht waren. Ich erschrack, aber der Doctor beruhigte mich. Alles ginge auf's Beste, sagte er zu mir, und man brauche Sie nur schlafen zu lassen."

„Gertraud verband ihm wieder mit einem Taschentuche die Augen, und führte ihn bis zu seiner Hausthüre in der Straße Beautreilles zurück. Nur glaubte sie zu bemerken, daß er die Schritte zählte."

„„In der That, Madame,"" sagte Bussy, „„er hatte sie gezählt.""

„Diese Voraussetzung erschreckte uns. Der junge Mann konnte uns verrathen. Wir beschlossen, jede Spur der Ihnen gewährten Gastfreundschaft aus dem

Wege zu räumen; aber das Wichtigste zunächst war, Sie zu entfernen. Ich raffte meinen ganzen Muth zusammen; es war zwei Uhr Morgens, die Strassen waren öde. Gertraud meinte, Sie aufheben zu können; es gelang ihr; ich half ihr, und wir trugen Sie bis auf die Böschung der Gräben des Tempels fort. Dann kehrten wir ganz erschrocken über diese Kühnheit zurück, die uns aus dem Hause geführt hatte, zwei Frauenzimmer allein, zu einer Stunde, wo selbst die Männer nur in Begleitung ausgehen."

„Gott wachte über uns; wir begegneten Niemanden, und kamen wieder ungesehen heim."

„Eintretend erlag ich der Last meiner Gemüthsbewegung, und fiel in Ohnmacht."

„„O Madame! Madame!"" erwiederte Bussy, die Hände faltend. „„Wie werde ich jemals vergelten können, was Sie für mich gethan haben?""

Eine Pause des Schweigens trat ein, während welcher Bussy Diane zärtlich anschaute. Die junge Frau, den Elbogen auf einen Tisch gestützt, hatte ihren Kopf in ihre Hand sinken lassen. Inmitten dieses Schweigens hörte man die Uhr der Kirche Sainte-Catherine schlagen.

„Zwei Uhr!" sagte Diane bebend. „Zwei Uhr! und Sie hier."

„„O! Madame,"" flehte Bussy, „„schicken Sie mich nicht fort, bevor Sie mir nicht Alles gesagt haben. Schicken Sie mich nicht fort, ohne mir die Art und

Weise bezeichnet zu haben, wie ich Ihnen nützlich seyn kann. Setzen Sie den Fall, daß Gott Ihnen einen Bruder gegeben, und sagen Sie diesem Bruder, was er für seine Schwester zu thun vermöge.""

„Ach! jetzt nichts mehr," versetzte die junge Frau, „es ist zu spät."

„„Was geschah am andern Tage?"" fragte Bussy; „„was thaten Sie während jenes Tages, an dem ich nur an Sie dachte, ohne jedoch gewiß zu wissen, ob Sie nicht ein Traumbild meines Deliriums, eine Vision meines Fiebers wären?""

„Während jenes Tages," erwiederte Diane, „ging Gertraud aus, und traf Aurilly. Aurilly war drängender, als jemals; er sprach kein Wort von dem, was am vorigen Tage geschehen war; aber er verlangte im Namen seines Gebieters eine Unterredung. Gertraud schien einzuwilligen, doch forderte sie Bedenkzeit für mich bis zum nächsten Mittwoch, daß heißt bis heute."

„Aurilly versprach, daß sein Gebieter bis dahin sich gedulden wolle. Wir hatten also drei Tage vor uns."

„Am Abende kam Herr von Monsoreau wieder. Wir erzählten ihm Alles, mit Ausnahme des auf Sie Bezüglichen. Wir sagten ihm, daß am Vorabende der Herzog die Thüre mit einem Nachschlüssel geöffnet hatte, aber in dem Momente, da er eintreten wollte, von fünf Edelleuten sey angegriffen worden, unter denen die Herren von Epernon und von Quélus gewesen wären.

Ich hatte diese Namen aussprechen hören, und wiederholte sie ihm."

„„Ja, ja,"" erwiederte der Graf, „„ich habe bereits davon sprechen gehört; also, er hatte einen Nachschlüssel. Ich vermuthete es.""

„Könnte man nicht das Schloß ändern?" fragte ich.

„„Er wird einen andern machen lassen,"" antwortete der Graf.

„Riegel an der Thüre anbringen?"

„„Er wird mit sechs Männern kommen, und Thüre und Riegel einsprengen.""

„Aber wie steht es mit dem Ereignisse, das Ihnen, wie Sie mir gesagt haben, alle Macht über den Herzog geben sollte?"

„„Es ist vertagt, vielleicht auf unbestimmte Zeit.""

„Ich blieb stumm, und verhehlte mir, den Schweiß auf der Stirne, nicht mehr, daß es kein anderes Mittel mehr gebe, dem Herzoge von Anjou zu entgehen, als die Gattin des Grafen zu werden."

„Mein Herr," sagte ich zu ihm, „der Herzog hat sich, durch das Organ seines Vertrauten, verpflichtet, bis Mittwoch Abends zu warten; ich bitte Sie... bis Dienstag."

„„Am Dienstag Abends, zur nämlichen Stunde, Madame,"" sagte der Graf, „„werde ich da seyn.""

„Und ohne ein Wort beizufügen, stand er auf, und ging fort. Ich folgte ihm mit den Augen; aber anstatt sich zu entfernen, versteckte nun auch er sich in der

finstern Ecke der Mauer des Tournelles, und schien entschlossen, die ganze Nacht hindurch über mich zu wachen."

„Jeder Beweis von Ergebenheit, den dieser Mann mir gab, war meinem Herzen ein neuer Dolchstoß."

„Die beiden Tage verflossen mit der Schnelligkeit eines Augenblickes; nichts störte unsere Einsamkeit. Unmöglich ist es mir jetzt, zu schildern, was ich während dieser zwei Tage litt, als ich die Stunden in raschem Fluge sich folgen hörte. Als die Nacht des zweiten Tages kam, war ich vernichtet; jedes Gefühl schien nach und nach von mir zu schwinden. Ich war kalt, stumm, scheinbar unempfindlich, wie eine Statue; nur mein Herz pochte, der übrige Theil meines Leibes schien aufgehört zu haben, zu leben."

„Gertraud blieb am Fenster. Ich saß da, wo ich bin, und fuhr nur von Zeit zu Zeit mit meinem Taschentuche über meine schweißbedeckte Stirne. Plötzlich streckte Gertraud die Hand nach mir aus; aber diese Geberde, die mich sonst aufzuspringen veranlaßt hätte, machte keinen Eindruck auf mich."

„„Madame!"" sagte sie.

„Nun denn?" fragte ich.

„„Vier Männer ... ich sehe vier Männer ... Sie nahen sich unserem Hause ... Sie öffnen die Thüre ... sie treten ein.""

„Sie mögen eintreten," antwortete ich, ohne eine Bewegung zu machen.

„„Aber diese vier Männer sind ohne Zweifel der Herzog von Anjou, Aurilly, und zwei Männer von seinem Gefolge.““

„Anstatt irgend einer Antwort zog ich meinen Dolch, und legte ihn vor mich auf den Tisch hin.“

„„O! lassen Sie mich wenigstens sehen,““ rief Gertraud aus, zur Thüre stürzend.

„Sieh,“ antwortete ich.

„Einen Augenblick nachher kam Gertraud zurück.“

„„Mein Fräulein,““ sagte sie, „„der Graf ist's.““

„Ich steckte meinen Dolch wieder in meinen Busen, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Nur wendete ich meinen Kopf nach der Seite des Grafen.“

„Ohne Zweifel war er über meine Blässe erschrocken.“

„„Was sagt mir Gertraud?““ rief er aus, „„daß Sie mich für den Herzog gehalten, und wenn es der Herzog gewesen wäre, sich getödtet hätten.““

„Dieß war das erstemal, daß ich ihn gerührt sah. War dieß eine wirkliche Gemüthsbewegung, oder eine erkünstelte?“

„Gertraud hat Unrecht gehabt, Ihnen dieß zu sagen, mein Herr,“ antwortete ich; „von dem Momente an, da es sich zeigte, daß es der Herzog nicht ist, ist Alles gut.“

„Eine Pause des Schweigens trat ein.“

„„Sie sehen, daß ich nicht allein gekommen bin,““ sagte der Graf.

„Gertraud hat vier Männer gesehen.“

„„Sie vermuthen, wer sie sind?““

„Ich vermuthe, daß der Eine ein Priester ist, und daß die zwei Andern unsere Zeugen sind.“

„„Sie sind also bereit, meine Gattin zu werden?““

„Ist's nicht Sache des Uebereinkommens? Nur erinnere ich mich des Vertrages; es war auch verabredet, daß ich, wenn ich nicht selbst die Dringlichkeit einsähe, ohne Beiseyn meines Vaters mich nicht vermählen würde.“

„„Ich erinnere mich vollkommen dieser Bedingung, mein Fräulein; aber glauben Sie, daß Dringlichkeit vorliege?““

„Ja, ich glaub's.“

„„Nun denn?““

„Nun denn! ich bin bereit, Sie zu heirathen, mein Herr. Aber vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Gattin nur dann wirklich seyn werde, wenn ich zuvor meinen Vater wieder gesehen habe.“

„Der Graf runzelte die Stirne, und biß sich auf die Lippen.“

„„Mein Fräulein,““ sagte er, „„meine Absicht ist nicht, Ihren Willen zu zwingen; wenn Sie Ihr Wort verpfändet haben, so geb' ich Ihnen Ihr Wort zurück: Sie sind frei; nur . . .“

Er näherte sich dem Fenster, und warf einen Blick auf die Straße.

„„Nur,““ sagte er, „„schauen Sie!““

„Ich stand auf, von jener mächtigen Anziehungs-

kraft bewegt, die uns drängt, die Gewißheit unseres Unglückes zu erhalten, und ich erblickte unter dem Fenster einen in einen Mantel gehüllten Mann, der ein Mittel zu suchen schien, in das Haus zu dringen."

„„O mein Gott!"" versetzte Bussy, „„und Sie sagen, daß dieß gestern war?""

„Ja, Graf, gestern gegen neun Uhr Abends."

„„Fahren Sie fort,"" sagte Bussy.

„Einen Augenblick nachher stieß ein zweiter Mann zum ersten; dieser trug eine Laterne in der Hand."

„„Was halten Sie von diesen beiden Männern,"" fragte mich Herr von Monsoreau.

„Ich halte sie für den Herzog und dessen Vertrauten," antwortete ich.

Bussy stieß einen Seufzer aus.

„„Nun,"" fuhr der Graf fort, „„befehlen Sie: soll ich bleiben, soll ich fortgehen?""

„Ich war einen Augenblick unschlüssig; ja, ungeachtet des Briefes meines Vaters, ungeachtet des beschworenen Versprechens, ungeachtet der gegenwärtigen, handgreiflichen, drohenden Gefahr, ja, war ich unschlüssig; und wären jene beiden Männer nicht da gewesen . . ."

„„O! ich Unglücklicher!"" rief Bussy aus, „„der Mann im Mantel war ich, und jener, der die Laterne trug, war Remy le Haudouin, jener junge Doctor, den Sie haben holen lassen.""

„Sie waren es!" rief Diane ganz erstaunt aus.

„„Ja, ich; immer mehr von der Wirklichkeit meiner

Erinnerungen überzeugt, suchte ich das Haus wieder zu finden, worin man mich aufgenommen, das Zimmer, in welches man mich gebracht hatte, die Dame, oder vielmehr den Engel, der mir erschienen war. O! ich hatte also wohl Recht, auszurufen, daß ich ein Unglücklicher sey!""

Und Bussy blieb unter der Last dieses Mißgeschickes wie vernichtet, das sich seiner bedient hatte, um Diane zu bewegen, dem Grafen ihre Hand zu geben.

""Sie sind also seine Gattin?"" sagte er nach einer kleinen Pause.

„Seit gestern," antwortete Diane.

Und wieder trat Schweigen ein, nur von dem heftigen Athmen der beiden jungen Leute unterbrochen.

„Aber wie sind Sie in dieses Haus getreten," fragte Diane plötzlich, „wie kommen Sie hierher?"

Bussy wies ihr schweigend den Schlüssel.

„Ein Schlüssel!" rief Diane aus; „woher kommt dieser Schlüssel, und wer hat Ihnen denselben gegeben?"

""Hatte nicht Gertraud den Prinzen versprochen, ihn heute Abend zu Ihnen zu führen? Der Prinz hatte Herrn von Monsoreau und auch mich gesehen; da Herr von Monsoreau und ich ihn gesehen hatten, hat er irgend eine Falle befürchtet, und mich statt seiner gesendet.""

„Und Sie haben diese Mission angenommen?" fragte Diane mit dem Tone des Vorwurfes.

""Es war das einzige Mittel, zu Ihnen zu kommen. Könnten Sie ungerecht genug seyn, mir zu zürnen,

daß ich mir eine der größten Freuden und einen der größten Schmerzen meines Lebens geholt habe?""

„Ja, ich zürne Ihnen deßhalb," versetzte Diane; „denn es wäre besser gewesen, wenn Sie mich nicht wieder gesehen, und, mich nicht wieder sehend, mich vergessen hätten."

„„Nein, Madame,"" sagte Bussy, „„Sie irren sich. Gott vielmehr ist's, der mich zu Ihnen geführt hat, um in die tiefste Tiefe jenes Complottes zu dringen, dessen Opfer Sie sind. Vernehmen Sie: von dem Momente an, da ich Sie gesehen, hab' ich Ihnen mein Leben geweiht. Die Mission, die ich mir auferlegt, wird beginnen. Sie haben sich nach Ihrem Vater erkundiget?""

„O! ja," rief Diane aus; „denn ich weiß wirklich nicht, was aus ihm geworden ist."

„„Wohlan!"" erwiederte Bussy, „„ich übernehme es, Ihnen Nachricht von ihm zu geben; nur behalten Sie denjenigen in gutem Andenken, der von diesem Momente an durch Sie und für Sie leben wird.""

„Doch dieser Schlüssel?"" sagte Diane besorgt.

„„Diesen Schlüssel,"" entgegnete Bussy, „„geb' ich Ihnen zurück; denn ich will ihn nur von Ihrer Hand behalten, doch verpfände ich Ihnen mein Edelmannswort, daß niemals eine Schwester den Schlüssel zu ihrer Wohnung einem ergebeneren und ehrerbietigeren Bruder wird anvertraut haben.""

„„„Ich vertraue auf das Wort des tapfern Bussy,"""" sagte Diane; „„„hier, mein Herr.""""

Und sie gab dem jungen Manne den Schlüssel wieder.

„„Madame,““ versetzte Bussy, „„in vierzehn Tagen werden wir wissen, was denn eigentlich hinter Herrn von Monsoreau steckt.““

Und vor Dianen mit einer Ehrerbietigkeit sich verbeugend, die mit einer glühenden Liebe und zugleich mit tiefer Traurigkeit vermischt war, verschwand Bussy über die Stufen der Treppe.

Diane neigte den Kopf gegen die Thüre, um das Geräusch der Tritte des jungen Mannes zu hören, der sich entfernte, und dieses Geräusch hatte schon lange aufgehört, als sie mit hochklopfendem Herzen und in Thränen schwimmenden Augen noch immer horchte.

Viertes Kapitel.

Wie König Heinrich III. reisete, und welche Zeit er brauchte um von Paris nach Fontainebleau zu gehen.

Der Tag, welcher vier oder fünf Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen anbrach, sah bei dem Schimmer einer blassen, kaum die Säume einer röthlichen Wolke versilbernden Sonne, die Abreise des Königs Heinrich III. nach Fontainebleau, wo, wie wir gesagt haben, eine große Jagd am übermorgenden Tage sollte gehalten werden. Diese Abreise, welche bei einem Andern unbeachtet geblieben wäre, wurde vielmehr, wie alle Handlungen im Leben dieses sonderbaren Fürsten,

dessen Regierung zu schildern wir unternommen haben, durch den Lärm und die Rührigkeit, welche sie veranlaßte, zu einem Ereignisse.

In der That begann, auf dem Quai des Louvre, gegen acht Uhr Morgens, aus dem großen, zwischen dem Thurme du Coin und der Straße de l'Astruce gelegenen Thore ziehend, eine lange Reihe diensthuender Edelleute zu erscheinen, auf guten Pferden reitend, und in mit Pelz gefütterte Mäntel gehüllt; ihnen folgten Pagen in unbestimmter Zahl, dann eine große Menge Lakeien, und endlich eine Compagnie Schweizer, welche unmittelbar vor der königlichen Sänfte kamen.

Diese von acht reich geschirrten Maulthieren gezogene Sänfte, verdient eine ganz besondere Erwähnung. Sie war ein Maschine, ein langes Viereck bildend, von vier Rädern getragen, im Innern ganz mit Polstern garnirt, von Außen ganz mit Vorhängen von Brocat drapirt; sie mochte eine Höhe von fünfzehn Fuß bei einer Breite von acht Fuß haben. An schwierigen Stellen oder auf zu steilen Bergen, spannte man statt der acht Maulthiere eine unbestimmte Zahl von Ochsen vor, deren langsame aber kräftige Widerspänstigkeit sicher die Schnelligkeit nicht förderte, aber mindestens die Gewißheit gab, an das Ziel zu kommen, wenn nicht in einer Stunde, wenigstens in zwei oder drei Stunden spätestens.

Diese Maschine enthielt den König Heinrich III. und seinen ganzen Hof, mit Ausnahme der Königin, Louise

von Vaudemont, welche, man muß es gestehen, so wenig am Hofe ihres Gemahles Theil nahm, wenn nicht bei Wallfahrten und Processionen, daß es sich der Mühe nicht lohnt, davon zu sprechen. Lassen wir also die arme Königin aus dem Spiele, und sprechen wir davon, woraus der Reisehof des Königs Heinrich bestand.

Er bestand zunächst aus dem Könige Heinrich **III.**, seinem Arzte Marc Miron, seinem Capellan, dessen Name nicht auf uns gekommen ist, aus seinem Narren Chicot, unserm alten Bekannten, aus fünf oder sechs in Gunst stehenden Lieblingen, welche zur Zeit Quélus, Schomberg, von Epernon, von O und Maugiron waren, aus einem Paare große Windspiele, die, inmitten aller dieser sitzenden, liegenden, stehenden, knieenden, auf die Elbogen gestützten Wesen, oft von Minute zu Minute ihre langen Schlangenköpfe zu maßlosem Gähnen hervorschlüpfen ließen, und aus einem Korbe mit kleinen englischen Hunden, den der König bald auf seinen Knien trug, bald an einer Kette oder an Bändern an seinem Halse hangend.

Von Zeit zu Zeit zog man aus einer zu diesem Zwecke angebrachten Nische, eine Hündin mit milchgeschwellten Zitzen, welche alle diese kleinen Hunde im Korbe säugte, die mitleidig, und ihre spitzige Schnauze an den Rosenkranz von Todtenköpfen lehnend, der an der linken Seite des Königs klapperte, die beiden großen Windspiele betrachteten, welche, der ganz besondern Gunst

ſicher, deren ſie genoſſen, ſich nicht einmal die Mühe gaben, eiferſüchtig zu werden.

Am Plafond der Sänfte ſchaukelte ein Käfig von vergoldetem Kupferdrahte, die ſchönſten Turteltauben von der Welt verſchließend, nämlich mit einem ſchneeweißen Gefieder und einem doppelten ſchwarzen Halsbande. Wenn zufällig eine Dame in der Sänfte mitfuhr, vermehrte ſich die Menagerie um einige Affen von der Gattung der Uiſtitis*) oder der Sapajous, da der Affe zu jener Zeit eben das Lieblingsthier bei den Modedamen am Hofe des letzten Valois war.

Eine Mutter Gottes, von Jean Goujon für den König Heinrich II. aus Marmor gemeißelt, ſtand im Hintergrunde der Sänfte in einer vergoldeten Niſche aufrecht, und ſenkte auf ihren göttlichen Sohn Blicke herab, welche über das, was ſie ſahen, ganz erſtaunt ſchienen.

Daher erwieſen alle Pamphlete jener Zeit, und es fehlte nicht daran, alle ſatyriſchen Verſe der Epoche, und es ward deren eine tüchtige Zahl geſchmiedet, dieſer Sänfte die Ehre, ſich häufig mit ihr zu beſchäftigen, und bezeichneten ſie mit dem Namen der Arche Noahs.

Der König ſaß im Hintergrunde der Sänfte, gerade unter der Niſche der Mutter Gottes; zu ſeinem Füſſen flochten Quélus und Maugiron Bänder, was

*) Biſamaffen, Nachtigallenaffen. D. Ueb.

von Vaudemont, welche, man muß es gestehen, so wenig am Hofe ihres Gemahles Theil nahm, wenn nicht bei Wallfahrten und Processionen, daß es sich der Mühe nicht lohnt, davon zu sprechen. Lassen wir also die arme Königin aus dem Spiele, und sprechen wir davon, woraus der Reisehof des Königs Heinrich bestand.

Er bestand zunächst aus dem Könige Heinrich **III.**, seinem Arzte Marc Miron, seinem Capellan, dessen Name nicht auf uns gekommen ist, aus seinem Narren Chicot, unserm alten Bekannten, aus fünf oder sechs in Gunst stehenden Lieblingen, welche zur Zeit Quélus, Schomberg, von Epernon, von O und Maugiron waren, aus einem Paare große Windspiele, die, inmitten aller dieser sitzenden, liegenden, stehenden, knieenden, auf die Elbogen gestützten Wesen, oft von Minute zu Minute ihre langen Schlangenköpfe zu maßlosem Gähnen hervorschlüpfen ließen, und aus einem Korbe mit kleinen englischen Hunden, den der König bald auf seinen Knien trug, bald an einer Kette oder an Bändern an seinem Halse hangend.

Von Zeit zu Zeit zog man aus einer zu diesem Zwecke angebrachten Nische, eine Hündin mit milchgeschwellten Zitzen, welche alle diese kleinen Hunde im Korbe säugte, die mitleidig, und ihre spitzige Schnauze an den Rosenkranz von Todtenköpfen lehnend, der an der linken Seite des Königs klapperte, die beiden großen Windspiele betrachteten, welche, der ganz besondern Gunst

sicher, deren sie genossen, sich nicht einmal die Mühe gaben, eifersüchtig zu werden.

Am Plafond der Sänfte schaukelte ein Käfig von vergoldetem Kupferdrahte, die schönsten Turteltauben von der Welt verschließend, nämlich mit einem schneeweißen Gefieder und einem doppelten schwarzen Halsbande. Wenn zufällig eine Dame in der Sänfte mitfuhr, vermehrte sich die Menagerie um einige Affen von der Gattung der Uistitis*) oder der Sapajous, da der Affe zu jener Zeit eben das Lieblingsthier bei den Modedamen am Hofe des letzten Valois war.

Eine Mutter Gottes, von Jean Goujon für den König Heinrich II. aus Marmor gemeißelt, stand im Hintergrunde der Sänfte in einer vergoldeten Nische aufrecht, und senkte auf ihren göttlichen Sohn Blicke herab, welche über das, was sie sahen, ganz erstaunt schienen.

Daher erwiesen alle Pamphlete jener Zeit, und es fehlte nicht daran, alle satyrischen Verse der Epoche, und es ward deren eine tüchtige Zahl geschmiedet, dieser Sänfte die Ehre, sich häufig mit ihr zu beschäftigen, und bezeichneten sie mit dem Namen der Arche Noahs.

Der König saß im Hintergrunde der Sänfte, gerade unter der Nische der Mutter Gottes; zu seinem Füssen flochten Quélus und Maugiron Bänder, was

*) Bisamaffen, Nachtigallenaffen. D. Ueb.

damals eine der ernsthaftesten Beschäftigungen der jungen Leute war, von denen es Einige durch eine früher unbekannte, und seitdem nicht wieder gefundene Combinationskraft, dahin gebracht hatten, Flechten von zwölf Endchen zu machen; Maugiron stickte in einer Ecke sein Wappen, mit einem neuen Wahlspruche, den er gefunden zu haben glaubte, und nur wiedergefunden hatte; in einer andern Ecke plauderten der Capellan und der Doctor; von O und Epernon schauten durch die Oeffnungen, und gähnten, allzu früh geweckt, wie Windspiele, endlich Chicot, der auf einem der Sänftenschläge saß, die Beine aus der Maschine hinaushängend, um immer bereit zu seyn, je nach seiner Laune aus- und einzusteigen, sang geistliche Lieder, sagte Pasquile her, oder machte Anagramme, *) der Wuth jener Zeit gemäß, und fand in jedem Höflingsnamen, er mochte französisch oder lateinisch seyn, unendlich unangenehme Personalitäten für denjenigen, dessen Individualität er so verstümmelte.

Auf dem Châteletplatze angekommen, begann Chicot ein geistliches Lied anzustimmen. Der Capellan, welcher, wie gesagt, mit Miron plauderte, kehrte sich um, die Stirne runzelnd.

„Chicot, mein Freund," sagten Seine Majestät,

*) Buchstabenversetzungen, durch die aus einem Worte ein Wort von einem ganz anderen Sinne gebildet wird.
D. Ueb.

„nimm Dich in Acht; versetze meinen Lieblingen Querhiebe, schneide meine Majestät in Stücke, sprich von Gott, was Du willst, denn Gott ist gut, aber entzweie Dich mit der Kirche nicht.“

„„Dank für die Warnung, mein Sohn,“ erwiederte Chicot, „ich sah unsern würdigen Capellan nicht, der da unten mit dem Doctor von dem jüngsten Todten plaudert, den er ihm zur Beerdigung geschickt hat, und sich beklagt, daß es der Dritte an einem Tage sey, und immer zur Essenszeit, was ihn störe. Keine geistlichen Lieder, da sprichst Du ein goldenes Wort; das ist zu alt. Ich will Dir ein ganz neues Lied singen.““

„Nach welcher Melodie?“ fragte der König.

„„Immer nach der nämlichen,““ versetzte Chicot, und er begann aus voller Kehle zu singen: „Unser König schuldet hundert Millionen.“

„Ich schulde mehr als dieß,“ sagte Heinrich; „Dein Liederdichter ist schlecht unterrichtet, Chicot.“

„Chicot fuhr fort, ohne aus der Fassung zu kommen:

„Zweihundert Millionen schuldet
Der König Heinrich; sie zu zahlen.
Mit denen seine Liebling' prahlen,
Das Volk durch Neues viel erduldet;
Durch neue Steuern, Taxen auch,
Die muß man wohl tief aus dem Bauch
Der Unterthanen reißen schauen,
Der Hartbedrängten, so ihr Leben
Harpyenrachen hingegeben,
Die Alles schlucken ohne Kauen.“

„Gut!“ sagte Quelus, immer seine Seide flechtend, „Du hast eine schöne Stimme, Chicot; das zweite Couplet, mein Freund.“

„„Sprich doch, Valois,““ äußerte Chicot, ohne Quélus zu antworten; „„verhindere doch Deine Freunde, mich ihren Freund zu nennen; das setzt mich herab.““

„Sprich in Versen, Chicot,“ antwortete der König; Deine Prosa taugt nichts.“

„„Es sey,““ versetzte Chicot, und sang:

„Sie sprechen so und kleiden sich,
Daß, wenn ein ehrbar Weib sie sähe,
Es fürchtete des Tadels Nähe,
Der Tracht, so ganz unzüchtiglich.
Es kann ihr Hals bequem nicht hausen,
In all' den Falten ihrer Krausen;
An Weizen wird nicht mehr gedacht;
Damit ihr Hemd sich steifer bleiche,
Ist's nöthig· daß man Bess'res reiche:
Das Kraftmehl, aus dem Reis gemacht.“

„Bravo!“ rief der König aus; „nicht wahr, Du, von O hast das Kraftmehl aus Reis erfunden?“

„„Nein, Sire,““ sagte Chicot, „„Herr von Saint-Mégrin hat's erfunden, der im vorigen Jahre an den Stichen des Herrn von Mayenne gestorben ist; alle Teufel, nehmt doch dieß dem armen Todten nicht; er verläßt sich nur auf dieses Kraftmehl und auf das, was er dem Herrn von Guise gethan hat, um auf die Nachwelt überzugehen; nähme man ihm das Kraftmehl, so bliebe er halbwegs stehen.““

Und ohne auf das Gesicht des Königes zu achten, das sich bei dieser Erinnerung verdüsterte, fuhr Chicot fort:

„Ihr Haar, ob's auch der Zirkel eicht...“

„„Es ist immer von den Lieblingen die Rede, wohlverstanden,““ unterbrach sich Chicot.

„Ja, ja, nur fort,“ erwiederte Schomberg.

Chicot sang:

„Ihr Haar, ob's auch der Zirkel eicht,
Hat doch die gleiche Form verloren;
Denn vorne ist es, um die Ohren,
Zwar lang, von hinten aber seicht.“

„Dein Lied ist schon alt,“ sagte von Epernon.

„„Alt? Es ist von gestern.““

„Nun denn! die Mode hat sich diesen Morgen geändert; sieh!“ Und von Epernon nahm seine Mütze ab, um Chicot seine Haare zu zeigen, welche vorne fast eben so glatt geschoren waren, wie hinten.

„„O! der garstige Kopf!““ sagte Chicot.

Und er fuhr fort:

„Durch Kunst gerade, ihre Haare,
Gesträubet durch die Gummiwaare,
Frisirte Locken wieder schnellen;
Und auf den Kopf, auf den geringen,
Sieht rückwärts man ein Mützchen bringen,
Das sie noch mehr pflegt zu entstellen.“

„„Ich übergehe das vierte Couplet,““ bemerkte Chicot, „„es ist zu unmoralisch.““ Und er sang:

„Glaubt Ihr, daß unsre alten Franken,
Die tapfer wußten, durch die Waffen,

In Kriegen Ruhm sich zu verschaffen,
Der Heldenthaten Ruf verdanken,
Verbreitend ihres Ruhmes Segen
Mit Siegesnamen allerwegen,
Wo immer die Gefahr gewinkt, . . .
Ihr Hemd gesteifet trugen,
Sich in Perücken schlugen,
Das Antlitz etwa weiß geschminkt?"

„Bravo!" sagte der König, „und wenn mein Bruder da wäre, würde er Dir sehr dankbar seyn."

„„Wen nennst Du Deinen Bruder, mein Sohn?"" fragte Chicot. „„Ist's etwa Joseph Foulon, Abbé von Sainte-Geneviève, bei dem Du, wie man sagt, Deine Gelübde zu machen pflegst?""

„Nein," erwiederte der König, der sich allen Späßen Chicot's hingab. „Ich spreche von meinem Bruder Franz."

„„Ah! Du hast Recht; dieser ist nicht Dein Bruder in Gott, sondern Bruder in Teufel. Gut! gut! Du sprichst von Franz, Sohn von Frankreich von Gottes Gnaden, Herzog von Brabant, von Lauthier, von Luxemburg, von Geldern, von Alanson, von Anjou, von Touraine, von Berry, von Evreux und von Château-Thierry, Graf von Flandern, von Holland, von Seeland, von Zutphen, von Maine, von Perche, von Mantes, Meulan und Beaufort, Marquis des heiligen Reiches, Seigneur von Friesland und Mecheln, Beschützer der Belgischen Freiheit; dem die Natur eine Nase, und die Blattern zwei Nasen gemacht haben, worüber ich folgende vierzeilige Strophe dichtete:

„Seht, meine Herren, staunend nicht,
Bei Franz zwei Nasen im Gesicht;
Es darf, wie Recht und Sitte sagen,
Ein Doppelg'sicht zwei Nasen tragen."

Die Lieblinge brachen in ein schallendes Gelächter aus, denn der Herzog von Anjou war ihr persönlicher Feind, und vergaßen wegen des Epigramms auf den Prinzen momentan das Pasquill auf sie, welches Chicot so eben gesungen hatte.

Da der König bisher von diesem Lauffeuer nur Sprühfunken erhalten hatte, lachte er lauter, als Jedermann, indem er Niemand verschonte, seinen Hunden Zucker und Backwerk gab, und seinen Bruder und seine Freunde durch die Hechel zog.

Plötzlich rief Chicot aus: „O! das ist nicht politisch, Heinrich; Heinrich, das ist vermessen und unvorsichtig."

„„Was denn?"" fragte der König.

„Nein, bei Chicot's Worte, Du solltest diese Dinge da nicht äußern, pfui doch!"

„„Was für Dinge?"" fragte der König erstaunt.

„Was Du von Dir selbst sagst, wenn Du Deinen Namen unterzeichnest; ah! Heinrichchen, ah! mein Sohn."

„„Aufgeschaut! Sire,"" sagte Quelus, der unter der schmerzvollen Miene Chicot's irgend einen Schabernack argwöhnte.

„Was Teufels willst Du sagen, Narr?" fragte der König.

„„Wie unterzeichnest Du, laß hören?““

„Pardieu . . . ich unterzeichne . . . ich unterzeichne . . . Henri de Valois.“

„„Gut, merken Sie auf, meine Herren,““ sagte Chicot, „„damit er es nicht zu sagen braucht; lassen Sie uns sehen, giebt es kein Mittel, ein V in diesen dreizehn Buchstaben zu finden?““

„Allerdings, Valois beginnt mit einem V.“

„„Nehmen Sie Ihre Schreibtafel, Messire Capellan, denn so beginnt der Name des Königs, wie Sie ihn künftig niederschreiben müssen: Henri de Valois ist nur ein Anagramm.““

„Wie so?“

„„Ja, nur ein Anagramm; ich will Ihnen den wahren Namen Seiner gegenwärtig regierenden Majestät nennen. Wir sagen: In Henri de Valois ist ein V; schreiben Sie ein V in Ihre Schreibtafel.““

„Das ist geschehen,“ sagte von Epernon.

„„Ist nicht auch ein i darin?““

„Gewiß; der letzte Buchstabe des Wortes Henri.“

„„Wie groß die Bosheit der Menschen ist,““ sagte Chicot, „„die Buchstaben so voneinander getrennt zu haben, welche gemacht sind, um zusammengefügt zu werden! Setzen Sie mir ein i neben das V. Gut steht's dort?““

„Ja,“ antwortete von Epernon.

„„Lassen Sie uns nun genau suchen, ob wir nicht ein l finden werden; es ist eines darin, nicht wahr?

ein a ist auch darin; ein zweites i haben wir gleichfalls; endlich ein n. Gut. Kannst Du lesen, Nogaret?""

„Ich gesteh's zu meiner Schande," versetzte von Epernon.

„„Geh doch, Schurke, wähnst Du Dich etwa hochadelig genug, um unwissend zu seyn?""

„Schlingel," sagte von Epernon, sein Sprachrohr gegen Chicot aufhebend.

„„Schlag zu, aber buchstabire,"" versetzte Chicot.

Von Epernon begann zu lachen, und buchstabirte:

„Vi-lain, vilain," sagte er.

„„Gut!"" rief Chicot aus. „„Du siehst Heinrich, wie dieß anfängt. Dein wahrer Taufname ist da schon wieder gefunden. Ich hoffe, daß du mir einen Jahrgehalt bewilligen wirst, wie jener, den unser Bruder Karl IX. dem Herrn Amyot anwies, wenn ich Deinen wahren Familiennamen werde wiedergefunden haben.""

„Du wirst Dir Prügel zuziehen, Chicot," sagte der König.

„„Wo schneidet man die Stöcke ab, mit denen man die Edelleute prügelt, mein Sohn, etwa in Polen? Sag mir dieß.""

„Es scheint mir jedoch," sagte Quèlus, „daß Herr von Mayenne sich des Stockes gegen Dich, mein armer Chicot, an dem Tage, da er Dich bei seiner Geliebten angetroffen, nicht beraubt hat."

„„Daher ist dieß eine Rechnung, die wir noch mit-

einander abzuschließen haben. Sey unbesorgt, Herr Cupido, die Sache ist ihm da zu Last geschrieben.""

Und Chicot legte die Hand an seine Stirne, was beweiset, daß man von jener Zeit an den Kopf für den Sitz des Gedächtnisses hielt.

„Nun denn, Quélus," sagte von Epernon, „Du wirst sehen, daß wir durch unsere Schuld den Familiennamen entschlüpfen lassen."

„„Fürchte nichts,"" erwiederte Chicot, „„ich halte ihn; zu Herrn von Guise würde ich sagen: bei den Hörnern, aber bei Dir, Heinrich, werde ich zu sagen mich begnügen bei den Ohren.""

„Laßt uns den Namen sehen, laßt uns den Namen sehen," riefen alle jungen Leute.

„„Wir haben zunächst in dem, was uns an Buchstaben übrig bleibt, ein großes H; nimm das H, Nogaret.""

Von Epernon gehorchte.

„„Dann ein e, dann ein r, dann da unten, in Valois, ein o; dann leg' ich, wenn Du das Fürwort vom Namen durch das trennest, was die Sprachlehrer Partikel nennen, die Hand auf ein d, und auf ein e, was uns mit dem s, das den Namen des Geschlechtes schließt, geben wird: buchstabier, von Epernon . . . H, é, r, o, d, e, s.""

„Herodes," sagte von Epernon.

„„Vilain Hérodes *),"" rief der König aus.

*) „Garstiger Herodes." D. Ueb.

„Richtig," sagte Chicot; „und da siehst Du, was Du täglich unterzeichnest, mein Sohn. O!"

Und Chicot kehrte sich mit allen Zeichen eines verschämten Abscheues um.

„„Herr Chicot, Sie überschreiten die Grenzen,"" sagte Heinrich.

„Ich?" erwiederte Chicot; „ich sage, was ist, sonst nichts; aber so sind wohl die Könige: setzt sie in Kenntniß, und sie ärgern sich."

„„Das ist eine saubere Genealogie!"" sagte Heinrich.

„Verläugne sie nicht, mein Sohn," versetzte Chicot; „ventre de biche! sie ist die gute für einen König, der monatlich einigemal Juden braucht."

„„Ich befehle,"" rief der König aus, „„daß dieser Schlingel da nicht das letzte Wort haben soll. Meine Herren, schweigen Sie, wenigstens in dieser Beziehung soll ihm Niemand Antwort geben.""

Alsogleich entstand die tiefeste Stille. Und dieses Schweigen, welches Chicot, sehr aufmerksam auf den Weg, den man machte, zu brechen durchaus nicht geneigt schien, währte seit einigen Minuten, als man jenseits des Platzes Maubert, an der Ecke der Straße des Noyers, Chicot plötzlich aus der Sänfte stürzen, durch die Gardisten sich drängen, und an der Ecke eines Hauses von ziemlich gutem Aussehen niederknien sah, welches gegen die Straße zu einen Balkon von geschnitztem Holze auf einem Gesimse von gemalten kleinen Balken hatte.

„He! Heide," rief der König aus, „wenn Du niederknien willst, so knie wenigstens vor das Kreuz hin, das mitten in der Straße Sainte-Geneviève steht, und nicht vor dieses Haus; verschließt es irgend eine Kirche, oder birgt es irgend einen Ruhealtar?"

Aber Chicot antwortete nicht; er hatte sich auf beide Knie auf das Pflaster geworfen, und sprach das folgende Gebet, von dem der König, horchend, kein Wort verlor.

„Guter Gott! gerechter Gott; da ist es, ich erkenne es wieder gut, und werde es so lang' ich lebe wiedererkennen; da ist das Haus, worin Chicot gelitten hat, wenn nicht für Dich, mein Gott, wenigstens doch für eines Deiner Geschöpfe; Chicot hat Dich nie gebeten, daß Herrn von Mayenne, dem Urheber seiner Marter, ein Unglück begegne, noch dem Meister Nicolas David, dem Werkzeuge seiner Qual. Nein, Herr, Chicot hat zu warten gewußt, denn Chicot ist geduldig, obgleich er nicht ewig lebt, und es sind nun volle sechs Jahre, worunter ein Schaltjahr, daß Chicot die Interessen der kleinen zwischen ihm und den Herren von Mayenne und Nicolas David eröffneten Rechnung aufhäuft; nun aber verdoppeln zu Zehn vom Hundert, was der gesetzliche Zinsfuß ist, weil dieß der Zinsfuß ist, zu welchem der König entlehnt, die gehäuften Interessen in sieben Jahren das Capital. Gieb also, großer Gott, gerechter Gott, daß Chicot's Geduld noch ein Jahr dauere, damit die fünfzig Peitschenhiebe, welche Chicot in diesem Hause auf Befehl dieses Lothringerprinzenmörders, und

dieses Normannischen Advokatenraufers, die aus Chicot's Leibe eine Maß Blut gezapft haben, auf zwei Maß und auf hundert Peitschenhiebe für Jeden von ihnen anwachsen, so zwar, daß Herr von Mayenne, wie dick er auch seyn möge, und Nicolas David, wie lang er auch ist, nicht genug Blut und Haut mehr haben sollen, um Chicot zu bezahlen, und dahin gebracht werden, mit Fünfzehn oder Zwanzig vom Hundert Bankerott zu machen, indem sie unter dem achtzigsten oder fünfundachtzigsten Ruthenhiebe den Geist aufgeben.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes. Also geschehe es!"

„„Amen!"" sagte der König.

Chicot küßte den Boden, und nahm, zum größten Erstaunen aller Zuschauer, die von dieser Scene nichts verstanden, seinen Platz in der Sänfte wieder ein.

„Ah!" sagte der König, dessen seit drei Jahren von so vielen Vorrechten, die er Andere hatte nehmen lassen, entblößter Rang ihm wenigstens das Recht gab, zuerst unterrichtet zu werden, „ah! Meister Chicot, wozu diese lange und seltsame Litanei, wozu alle diese Schläge auf die Brust, wozu endlich alle diese Mummereien vor einem dem Anscheine nach so profanem Hause?"

„„Sire,"" erwiederte Chicot, „„dieß geschieht, weil Chicot wie der Fuchs ist. Chicot schnuppert und streift mit den Lippen so lange die Steine, wo er sein Blut gelassen, bis er an diesen Steinen die Köpfe derjenigen zerschellet, die es vergossen haben.""

„Sire!“ rief Quélus aus, „ich wollte wetten, daß Chicot, wie Eure Majestät es hören konnten, in seinem Gebete den Namen des Herzogs von Mayenne ausgesprochen hat; Sire, ich wollte also wetten, daß dieses Gebet sich auf die Prügel bezieht, von denen wir so eben sprachen.“

„„Wetten Sie, Seigneur von Lévis, Graf von Quélus,““ sagte Chicot; „„wetten Sie, und Sie werden gewinnen.““

„Also doch,“ sagte der König.

„„Gerade in diesem Hause, Sire,““ entgegnete Chicot, „„hatte Chicot eine Geliebte, ein gutes und reizendes Geschöpf, ein Fräulein, meiner Treue. Da er sie einst bei Nacht besuchte, ließ ein gewisser eifersüchtiger Prinz das Haus umzingeln, Chicot ergreifen, und so derb prügeln, daß Chicot durch das Fenster, oder vielmehr, weil ihm die Zeit fehlte, es zu öffnen, vom kleinen Balkone auf die Straße hinabsprang. Das es nun ein Wunder ist, daß Chicot sich nicht den Hals gebrochen hat, kniet Chicot jedesmal nieder, so oft er vor diesem Hause vorbeigeht, betet, und dankt in seinem Gebete dem Herrn, ihn aus einem so verdrießlichen Handel gezogen zu haben. Ah! armer Chicot, und Sie, der Sie ihn verdammten, Sire. Dennoch dünkt es mir, es heiße als guter Christ handeln, das zu thun, was er thut.““

„Du bist also tüchtig durchgeprügelt worden, mein armer Chicot?“

„„O! ganz vortrefflich, Sire; aber doch nicht so stark, als ich's gewünscht hätte.““

„Warum dieß?“

„„Nein, wahrhaftig, es wäre mir nicht unangenehm gewesen, irgend einen Degenstoß zu bekommen.““

„Für Deine Sünden?“

„„Nein, für jene des Herrn von Mayenne.““

„Ach! ich begreife; Deine Absicht ist, Cäsar zu geben.“

„„Cäsar, nein, vermenge nicht, Sire; Cäsar ist der große General, ist der tapfere Krieger, ist der ältere Bruder, jener, der König von Frankreich werden will, nein, dieser da steht in Rechnung mit Heinrich von Valois, und Du bist's, den diese Rechnung angeht, mein Sohn, bezahle Deine Schulden, Heinrich, und ich werde die meinigen bezahlen.““

Heinrich war es zuwider, wenn man von seinem Vetter von Guise mit ihm sprach; daher stimmte ihn die Anrede Chicot's wieder ernst, so zwar, daß man gegen Bicêtre kam, ohne daß das unterbrochene Gespräch sich wieder angeknüpft hätte.

Man hatte drei Stunden gebraucht, um vom Louvre nach Bicêtre zu kommen, so zwar, daß die Optimisten darauf rechneten, am andern Abende in Fontainebleau anzulangen, während die Pessimisten zu wetten sich verboten, daß man erst am dritten Tage gegen Mittag eintreffen würde.

Chicot behauptete, daß man gar nicht ankommen würde.

Einmal Paris im Rücken, schien der Cortège sich bequemer zu bewegen; der Morgen war ziemlich schön, der Wind ging nicht mehr so heftig; der Sonne war es endlich gelungen, durch ihren Wolkenschleier zu dringen, und man hätte meinen sollen, einen von jenen schönen Octobertagen zu haben, an welchen bei dem Rasseln der letzten fallenden Blätter die Spaziergänger ihre Blicke in die geheimnißvolle Bläue der murmelnden Wälder tauchen.

Es war drei Uhr Nachmittags, als der Cortège bei den ersten Ringmauern von Juvisy ankam. Von diesem Punkte aus gewahrte man schon die Orgebrücke, und das große Gasthaus zum französischen Hofe, das dem scharfen Abendwinde den Wohlgeruch seiner Bratspieße und das lustige Prasseln seines Herdfeuers preisgab. —

Chicot's Nase haschte im Fluge die Küchendüfte. Er neigte sich zur Sänfte hinaus, und erblickte von Weitem an der Thüre des Gasthofes mehrere in ihre Mäntel gehüllte Männer. Inmitten dieser Männer stand eine dicke und kurze Person, deren Gesicht der breitgekrämpte Hut völlig bedeckte. Diese Männer gingen eilig hinein, als sie den Cortège erscheinen sahen. Aber der dicke und kurze Mann war nicht so schnell hineingegangen, um nicht Chicot's Blicke aufzufallen. Daher sprang unser Gascognier, gerade in dem Augenblicke, da dieser dicke Mann hineinging, von der königlichen Sänfte herab, und ließ, indem er sein Pferd von einem

Pagen verlangte, der es am Zügel führte, in den Winkel einer Mauer geduckt, und von dem ersten Dunkel der Nacht umfangen, den Cortège sich entfernen, der seinen Weg gegen Essonnes fortsetzte, wo der König übernachten wollte; dann, als die letzten Reiter verschwunden, als das ferne Geräusch der Räder der Sänfte auf dem Straßenpflaster im weiten Raume verhallet war, trat er aus seinem Verstecke hervor, ging um das Schloß herum, und erschien vor dem Thore des Gasthofes, wie wenn er von Fontainebleau käme.

Am Fenster vorübergehend, warf er einen raschen Blick durch die Scheiben, und sah mit Vergnügen, daß die von ihm bemerkten Männer immer noch da wären, und unter ihnen die dicke und kurze Person, welcher er die Ehre erwiesen hatte, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Nur, da Chicot aus Gründen zu wünschen schien, von der erwähnten Person nicht erkannt zu werden, ließ er sich, anstatt in das Zimmer zu treten, worin sie war, eine Flasche Wein in das Zimmer gegenüber bringen, indem er sich so setzte, daß Niemand die Schwelle der Thüre betreten konnte, ohne von ihm gesehen zu werden.

Von diesem Zimmer aus konnte der Blick des vorsichtig im Dunkel sitzenden Chicot bis an die Ecke eines ungeheuern Kamines reichen. In dieser Ecke saß auf einem Schemel der dicke und kurze Mann, der sich, ohne Zweifel in der Meinung, daß er keine Belauerung zu fürchten habe, von dem Schimmer eines prasselnden

Herdfeuers umwogen ließ, das durch einen Armvoll Rebholz die Wärme und Helle verdoppelt hatte.

„Ich hatte mich nicht getäuscht," sagte Chicot, „und als ich vor dem Hause der Strasse des Noyers betete, hätte man meinen sollen, daß ich die Rückkehr dieses Mannes witterte. Aber warum kommt er so heimlich in die gute Hauptstadt unseres Freundes Herodes zurück? Warum versteckt er sich auf seinem Zuge? Ah! Pilatus! Pilatus! Sollte etwa der gute Gott mir das Jahr nicht bewilligen, um welches ich ihn gebeten habe, und mich früher zur Rückzahlung zwingen, als ich glaubte?"

Bald bemerkte Chicot mit Freude, daß er von der Stelle seines Platzes aus, nicht nur sehen, sondern in Folge einer von jenen akustischen Wirkungen, welche der Zufall bisweilen so launenhaft spendet, auch hören konnte. Nach dieser Bemerkung begann er mit einer nicht minder gespannten Aufmerksamkeit zu horchen, als er schaute.

„Meine Herren," sagte der dicke und kurze Mann zu seinen Gefährten, „ich glaube, daß es Zeit ist, aufzubrechen, der letzte Lakei des Cortège ist schon lange vorübergezogen, und ich glaube, daß die Strasse jetzt sicher ist."

„Vollkommen sicher, Monseigneur," antwortete eine Stimme, welche Chicot beben machte, und aus einem Leibe kam, dem Chicot, in die Betrachtung der Hauptperson vertieft, bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Das Individuum, welchem der Leib gehörte, aus dem diese Stimme kam, war eben so lang, als jener kurz, dem er den Titel Monseigneur gab, eben so blaß, als jener roth, eben so unterwürfig, als jener hochmüthig."

„Ah! Meister Nicolas," sagte Chicot still lachend bei sich: „Tu quoque... *) Das ist gut. Es müßte recht schlimm zugehen, wenn wir uns dießmal trennen sollten, ohne ein Paar Worte miteinander zu sprechen."

Und Chicot leerte sein Glas und bezahlte den Wirth, um nicht aufgehalten zu seyn, fortzugehen, wenn es ihm gelegen schien.

Diese Vorsichtsmaßregel war nicht übel, denn die fünf Personen, welche Chicot's Aufmerksamkeit gefesselt hatten, bezahlten nun auch, oder vielmehr die dicke und kurze Person bezahlte für Alle, und als Jeder sein Pferd aus den Händen eines Lakeien oder Stallknechtes zurückgenommen, und sich in den Sattel geschwungen hatte, schlug der kleine Trupp den Weg nach Paris ein, und verschwand bald in den ersten Abendnebeln.

„Gut!" sagte Chicot, „er geht nach Paris; nun kehre ich dahin zurück."

Und Chicot, der nun gleichfalls sein Pferd bestieg, folgte ihnen von Weitem, ohne ihre grauen Mäntel einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, oder, wenn er sie, aus Vorsicht, aus den Augen verlor, ohne aufzuhören, die Hufschläge ihrer Pferde zu hören.

---

*) „Auch Du . . ." D. Ueb.

Dieser ganze Reiterzug verließ die Strasse nach Fromenteau, ritt quer über die Felder, um Choisy zu erreichen, setzte bei der Brücke von Charenton über die Seine, und trat durch das Thor Saint-Antoine ein, um wie ein Bienenschwarm in das Hôtel Guise zu strömen, das nur ihre Ankunft schien erwartet zu haben, um sich hinter ihnen wieder zu schließen.

„Gut," sagte Chicot, indem er sich an der Ecke der Strasse des Quatre-Tils in den Hinterhalt legte, „es steckt nicht nur ein Mayenne dahinter, sondern auch ein Guise. Bisher war's nur kurios; aber nun wird es auch interessant werden. Wir wollen warten." Und Chicot wartete wirklich eine gute Stunde, trotz dem Hunger und Durste, die ihn mit ihren spitzigen Zähnen zu beißen begannen. Endlich ging die Thüre wieder auf, aber anstatt der in ihre Mäntel gehüllten sieben Reiter waren es sieben Mönche von der Congregation der heiligen Genovefa, in ihre Capuzen gehüllt, die wieder erschienen, ihre ungeheuern Rosenkränze schüttelnd.

„O!" sagte Chicot, „welche unerwartete Entwickelung! Das Hôtel Guise ist also dergestalt von Heiligkeit durchdrungen, daß die Großsprecher sich darin in Lämmer Gottes verwandeln, bloß durch das Betreten der Schwelle? Dieß wird immer interessanter."

Und Chicot folgte den Mönchen, wie er den Reitern gefolgt war, ohne zu zweifeln, daß die Mönchs-Kutten die nämlichen Leiber wieder bedeckten, welche in Mäntel gehüllt waren.

Die Mönche gingen bei der Brücke Notre-Dame über die Seine, durchschritten die Altstadt, setzten über die Brücke Petit-Pont, kamen über den Maubertplatz, und schlugen die Straße Sainte-Geneviève ein.

„Potztausend!" sagte Chicot, nachdem er seinen Hut vor dem Hause der Straße des Noyers abgezogen, wo er am Morgen gebetet hatte. „Kehren wir etwa nach Fontainebleau zurück? In diesem Falle hätte ich nicht den kürzesten Weg genommen. Doch nein, ich täusche mich, wir werden nicht so weit gehen."

Wirklich waren die Mönche an dem Thore der Abtei Sainte-Geneviève stehen geblieben, und in die Halle getreten, in deren Hintergrunde man einen andern Mönch vom nämlichen Orden, wie sie, bemerkte, beschäftiget, mit der größten Aufmerksamkeit die Hände der Eintretenden zu beschauen.

„Gott'sblitz!" dachte Chicot, „es scheint, daß man, um heute Abend in die Abtei eingelassen zu werden, reinliche Hände haben muß. Gewiß, es geht etwas Ausserordentliches vor."

Nach dieser Erwägung schaute Chicot um sich, darüber ziemlich verlegen, was er thun sollte, um die Individuen nicht aus dem Gesichte zu verlieren, denen er folgte, und sah mit Erstaunen auf allen Strassen, die zur Abtei ausmündeten, Capuzen auftauchen, die Einen isolirt, die Anderen paarweise gehend, aber Alle auf dem Wege zur Abtei.

„Ah!" sagte Chicot, „wird also heute Abend Ge-

neralcapitel in der Abtei gehalten, weil alle Stiftsherren von der Congregation der heiligen Genovefa in Frankreich zusammenberufen sind? Es ist, auf Edelmannswort, das erstemal, daß ich Lust bekomme, einem Capitel beizuwohnen; allein, ich gesteh's die Lust packt mich stark."

Und die Mönche traten in die Halle, wiesen ihre Hände vor, oder irgend ein Zeichen, das sie in ihren Händen hielten, und gingen durchaus.

„Ich würde mit ihnen hineingehen," sagte Chicot bei sich; „doch um mit ihnen hineinzugehen, fehlen mir zwei ziemlich wesentliche Dinge: zuvörderst das verehrungswürdige Kleid, das jene einhüllt, indem ich keinen Laien unter diesen heiligen Personen gewahre, und dann jenes Etwas, das sie dem Bruder Pförtner zeigen; denn sicher zeigen sie etwas vor. Ah! Bruder Gorenflot, Bruder Gorenflot, wenn ich Dich da hätte, unter der Hand, mein würdiger Freund!" Dieser Ausruf war Chicot durch die Erinnerung an einen der ehrwürdigsten Mönche des Ordens der heiligen Genovefa entrissen worden, an einen gewöhnlichen Gast Chicot's, wenn Chicot zufällig nicht im Louvre aß, an den nämlichen, mit welchem unser Gascognier, am Tage der Prozession der Büssenden, in einer Schenke am Thore Montmartre sich aufgehalten, eine Kriechente gespeiset, und Würzwein getrunken hatte.

Und die Mönche strömten herbei, daß man hätte glauben mögen, die Hälfte der Pariserbevölkerung habe

die Mönchskutte angezogen, und der Bruder Pförtner untersuchte genau sowohl die Einen wie die Andern mit gleicher Aufmerksamkeit.

„Nun, nun," sagte Chicot bei sich, „es gibt unstreitig etwas Außerordentliches heute Abend. Wir wollen bis an's Ende neugierig bleiben. Es ist halb acht Uhr; die Untersuchung ist aus. Ich muß Bruder Gorenflot im Fruchthorne finden; dieß ist seine Stunde zum Nachteßen."

Chicot ließ die Legion von Mönchen in der Umgebung der Abtei ihre Schwenkungen machen, und in das Portal sich begeben, und erreichte, sein Pferd in Galopp setzend, die Hauptstraße Saint-Jacques, wo, dem Kloster St. Benedict gegenüber, blühend, und von Schülern und zänkischen Mönchen sehr besucht, das Gasthaus zum Fruchthorne sich erhob. Chicot war im Hause bekannt, nicht wie ein Tagtäglicher, sondern wie einer von jenen geheimnißvollen Gästen, die von Zeit zu Zeit kamen, und einen Goldthaler und ein Theilchen ihres Verstandes in dem Gasthofe des Meisters Claude Bonhomet zurückließen. So hieß der Spender der Geschenke von Ceres und Bacchus, der unaufhörlich das berühmte mythologische Horn ausgoß, welches seinem Hause zum Schilde diente.

Fünftes Kapitel.

Worin der Leser das Vergnügen haben wird, mit Bruder Gorenflot Bekanntschaft zu machen, von dem im Laufe dieser Geschichte schon zweimal gesprochen worden ist.

Dem schönen Tage war ein schöner Abend gefolgt; nur war, da der Tag kalt gewesen, der Abend noch kälter. Man sah unter dem Hute verspäteter Bürger den Dunst ihres durch den Schimmer der Stocklaterne gerötheten Athems sich verdichten. Man hörte deutlich die Tritte der Vorübergehenden auf dem gefrorenen Boden, und das sonore Hum, von der Kälte abgepreßt, und von der elastischen Oberfläche, wie ein Physiker unserer Zeit sagen würde, zurückgehallt. Mit einem Worte, es war so ein hübscher Frühlingsfrost, welcher in der schönen Rosafarbe der Fenster eines Gasthauses einen doppelten Reiz finden läßt.

Chicot trat zuvörderst in den Saal, ließ seinen Blick in alle Ecken und Winkel schweifen, und, da er unter den Gästen des Meisters Claude jenen nicht fand, den er suchte, vertraulich in die Küche. Der Herr des Gasthauses war eben im Zuge, daselbst mit einer andächtigen Lectüre sich zu beschäftigen, während eine Masse in einer unermeßlichen Pfanne enthaltene Bratbutter im Zuge war, den nöthigen Grad von Hitze zu erreichen, um in diese Pfanne mehrere mit Mehl bestreute Weißfische zu legen.

Bei dem Geräusche, das Chicot eintretend machte, hob Meister Bonhomet den Kopf empor. „Ah! Sie sind's, mein Edelmann," sagte er, sein Buch zumachend. „Guten Abend und guten Appetit!"

„„Ich danke für den doppelten Wunsch, obgleich die Hälfte davon eben so sehr zu Ihrem Vortheile, als zu dem meinigen geäußert ist. Aber da hat's noch einen Hacken.""

„Wie! einen Hacken?"

„„Ja; Sie wissen, daß ich es nicht leiden kann, allein zu essen.""

„Wenn es seyn muß, mein Herr," erwiederte Bonhomet, seine Pistazienmütze abziehend, „so werde ich mit Ihnen soupiren."

„„Dank, mein lieber Wirth, obwohl ich weiß, daß Sie ein vortrefflicher Gast sind; aber ich suche Jemand.""

„Bruder Gorenflot vielleicht?" fragte Bonhomet.

„„So ist's,"" antwortete Chicot; „„hat er schon zu soupiren angefangen?""

„Nein, noch nicht; beeilen Sie sich jedoch."

„„Ich soll mich beeilen?""

„Ja, denn in fünf Minuten wird er fertig seyn."

„„Bruder Gorenflot hat noch nicht zu soupiren angefangen, und in fünf Minuten wird er fertig seyn, sagen Sie?"" Und Chicot schüttelte den Kopf, was in allen Ländern der Welt für ein Zeichen der Ungläubigkeit gilt.

„Mein Herr," sagte Meister Claude, „heute ist Mittwoch, und die Fasten beginnt."

„„Wohlan!"" versetzte Chicot mit einer Miene, die wenig zu Gunsten der religiösen Tendenzen von Gorenflot zu zeugen schien: „„was soll's?""

„Ah! wahrlich," erwiederte Claude mit einer Geberde, welche offenbar bedeutete: „Ich begreife nicht besser, als Sie, aber es ist so."

„„Unstreitig,"" entgegnete Chicot, „„ist etwas Verdrehtes in der sublunarischen Maschine: fünf Minuten zu Gorenflot's Souper. Ich bin bestimmt, heute wunderbare Dinge zu sehen."" Und mit der Miene eines Reisenden, der in ein unbekanntes Land tritt, that Chicot einige Schritte gegen eine Art besonderen Cabinetes, dessen Glasthüre, vor welcher ein Vorhang von weiß und rosacarrirter Wolle hing, er aufstieß, und in dessen Hintergrunde er bei dem Schimmer einer Kerze mit rauchendem Dochte den würdigen Mönch erblickte, der auf seinem Teller nachlässig eine magere Portion in Wasser gekochten Spinates umkehrte, welche krautartige Substanz er durch Beifügung eines Stückchens Käse von Surènes schmackhafter zu machen suchte. Während der würdige Bruder diese Vermischung mit einem verzogenen Munde bewerkstelliget, andeutend, daß er sich von dieser traurigen Verbindung nicht viel verspreche, wollen wir versuchen, ihn unsern Lesern in einem Lichte vorzustellen, welches sie dafür entschädigen wird, daß sie so lange hingehalten wurden, seine Bekanntschaft zu machen.

Bruder Gorenflot konnte achtunddreißig Jahre und fünf Fuß haben. Diese vielleicht etwas kleine Taille war, wie der Bruder sagte, durch die bewunderungswürdige Harmonie des Ebenmasses vergütet; denn was er an Höhe verlor, gewann er wieder an Breite, da er von einer Schulter zur andern bei drei Fuß im Durchmesser hatte, was, wie Jedermann weiß, neun Fuß im Umfange gleich kommt. Im Mittelpunkte dieser herkulischen Schulterblätter stielte sich ein breiter Hals empor von Daumens dicken und strickförmig hervorspringenden Muskeln durchfurcht. Leider stand auch dieser Hals mit dem Uebrigen im Ebenmaße, das heißt: er war dick und kurz, und würde bei den ersten etwas starken Gemüthsbewegungen, die Bruder Gorenflot empfände, unmittelbar den Schlagfluß herbei führen. Allein dieses Gebrechens und der Gefahr sich bewußt, in die es ihn bringen konnte, überließ Bruder Gorenflot sich niemals Eindrücken; es war sogar, wir müssen es sagen, sehr selten, ihn so sichtbar ergriffen zu sehen, als in dem Augenblicke, da Chicot in das Kabinet trat.

„Ei! mein Freund, was machen Sie denn da?“ rief unser Gascognier aus, abwechselnd die Kräuter betrachtend, Gorenflot, das nicht geputzte Licht, und eine Art von Humpen, bis an den Rand gefüllt mit einem kaum von einigen Tropfen Wein gefärbten Wasser.

„„Sie sehen es, mein Bruder, ich soupire,““ antwortete Gorenflot, indem er eine Stimme hören ließ, schallend wie die Glocke seiner Abtei.

„Sie nennen dieß soupiren, Gorenflot? Kräuter, Käse? Gehen Sie doch," rief Chicot aus.

„„Wir haben einen der ersten Mittwochtage in der Fasten, sorgen wir für unser Seelenheil, mein Bruder, sorgen wir für unser Seelenheil,"" erwiederte Gorenflot näselnd, und die Augen frömmelnd zum Himmel erhebend.

Chicot blieb erstaunt stehen. Sein Blick verrieth, daß er Gorenflot schon öfter auf eine andere Art diese heilige Fastenzeit, die begonnen hatte, habe verherrlichen sehen. „Unser Seelenheil!" wiederholte er; „und was Teufels haben das Wasser und die Kräuter mit unserem Seelenheile zu schaffen?"

„„Am Freitag iß kein Fleischgericht,
Desgleichen auch am Mittwoch nicht,""

sagte Gorenflot.

„Um wie viel Uhr haben Sie denn gefrühstückt?"

„„Ich habe gar nicht gefrühstückt, mein Bruder,"" entgegnete der Mönch immer näselnder.

„Ah! wenn es nur auf's Näseln ankommt," sagte Chicot, so bin ich bereit, es mit allen Mitgliedern der Congregation der heiligen Genovefa aufzunehmen. Nun, wenn Sie nicht gefrühstückt haben," fügte Chicot auf eine unmäßige Weise näselnd bei, „was haben Sie denn sonst gethan, mein Bruder?"

„„Ich habe eine Rede gemacht,"" antwortete Gorenflot, stolz seinen Kopf erhebend.

„Ah bah! eine Rede, und zu welchem Zwecke?"

„„Um sie heute Abend in der Abtei zu halten.““

„Ei,“ dachte Chicot, eine Rede heute Abend; das ist drollig.“

„„Und deßwegen,““ fügte Gorenflot bei, die erste Gabel voll Spinat mit Käse in seinen Mund führend, „„muß ich auf's Heimgehen denken; meine Zuhörer möchten vielleicht ungeduldig werden.““

Chicot dachte an die übergroße Zahl von Mönchen, die er nach der Abtei hatte wandern sehen, und sich erinnernd, daß Herr von Mayenne, aller Wahrscheinlichkeit nach, unter der Zahl dieser Mönche wäre, fragte er sich, wie Gorenflot, der bis zu diesem Tage wegen Eigenschaften war geschätzt worden, die in keiner Beziehung zur Beredsamkeit standen, von seinem Superior Joseph Foulon, damals Abt von Sainte-Geneviève, gewählt worden war, um vor dem Lotheringischen Prinzen, und vor einer so zahlreichen Versammlung zu predigen.

„Bah!“ sagte er, „und um wie viel Uhr predigen Sie?“

„„Von neun Uhr bis halb zehn Uhr, mein Bruder.““

„Gut. Es ist drei Viertel auf neun Uhr. Sie werden mir fünf Minuten schenken. Ventre de biche! Seit länger als acht Tagen haben wir nicht mehr Gelegenheit gehabt, mit einander zu speisen.“

„„Das ist nicht unsere Schuld,““ erwiederte Gorenflot, „„und unsere Freundschaft leidet dadurch keinen Schaden, ich bitte Sie, es zu glauben, liebster Bruder;

die Pflichten Ihres Amtes fesseln Sie an unsern großen König Heinrich III., den Gott erhalte! Die Pflichten meines Berufes legen mir das Almosensammeln auf, und nach dem Almosensammeln das Beten; es ist also nicht verwunderlich, daß wir getrennt sind.""

„Ja, aber corboeuf!" sagte Chicot, „das ist, wie mir dünkt, ein neuer Grund, fröhlich zu seyn, wenn wir wieder zusammenkommen."

„„Daher bin ich unendlich fröhlich,"" äußerte Gorenflot mit der kläglichsten Miene von der Welt; „„aber ich muß Sie dennoch verlassen."" Und der Mönch machte eine Bewegung, um aufzustehen.

„Speisen Sie wenigstens ihre Kräuter noch," erwiederte Chicot, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn auf seinen Sitz zurück drückte.

Gorenflot schaute den Spinat an, und stieß einen Seufzer aus; seine Augen fielen auf das rothgefärbte Wasser, und er wendete den Kopf ab. Chicot sah, daß der Augenblick gekommen wäre, den Angriff zu beginnen.

„Erinnern Sie sich an jenes kleine Mittagmahl, von dem ich so eben mit Ihnen sprach, he!" sagte er, „am Thore Montmartre, Sie wissen, wo wir, während unser großer König Heinrich III. sich peitschte und die Andern peitschte, eine Kriechente aus den Sümpfen der Grange-Batelière mit einer Krebsenbrühe aßen, und jenen lieblichen Burgunderwein tranken; wie nennen Sie doch diesen Wein da? Ist's nicht ein Wein, den Sie entdeckt haben?"

„„Es ist ein Wein aus meiner Heimath,““ antwortete Gorenflot, „„Romané.““

„Ja, ja, ich erinnere mich, das ist die Milch, die Sie auf die Welt kommend gesogen haben, würdiger Sohn Noah's.“

Gorenflot fuhr melancholisch lächelnd mit seiner Zunge über seine Lippen.

„Wie finden Sie diesen Wein?“ fragte Chicot.

„„Er war gut,““ erwiederte der Mönch, „„dennoch giebt es Besseren.““

„Dieß behauptete kürzlich Abends Claude Bonhomet, unser Wirth, welcher vorgiebt, daß er in seinem Keller fünfzig Flaschen davon habe, neben dem jener seines Collegen am Thore Montmartre nur Tresterwein sey.“

„„Das ist die Wahrheit,““ sagte Gorenflot.

„Wie, das ist die Wahrheit?“ rief Chicot aus, „und Sie trinken dieses abscheuliche rothgefärbte Wasser, während Sie nur den Arm auszustrecken brauchen, um solchen Wein zu trinken? Puh!“ Und Chicot nahm den Humpen, und goß den Inhalt auf den Boden hin.

„„Es hat Alles seine Zeit, mein Bruder,““ sagte Gorenflot. „„Der Wein ist gut, wenn man nach dem Trinken desselben sonst nichts mehr zu thun hat, als Gott zu preisen, der ihn gemacht hat. Hat man jedoch eine Rede zu halten, so ist Wasser vorzuziehen, nicht

zwar dem Geschmacke nach, sondern dem bekannten Spruche gemäß: Facunda est aqua. *)““

„Bah!“ versetzte Chicot. „Magis facundum est vinum,**) und zum Beweise will ich, der ich auch eine Rede halten muß, und der ich auf mein Recept vertraue, eine Flasche von diesem Romanéweine verlangen, und, meiner Treue, was rathen Sie mir, dazu zu nehmen, Gorenflot?“

„„Nehmen Sie solche Kräuter nicht,““ antwortete der Mönch, „„sie könnten nicht schlechter seyn.““

„Bzzou!“ rief Chicot, den Teller von Gorenflot nehmend und an seine Nase haltend, „Bzzou!“

Und dießmal, ein kleines Fenster öffnend, warf er Kräuter und Teller auf die Straße. Dann rief er, sich umkehrend: „Meister Claude!“

Der Wirth, welcher wahrscheinlich in der Nähe gehorcht hatte, erschien auf der Schwelle.

„Meister Claude,“ sagte Chicot, „bringen Sie mir zwei Flaschen von jenem Romanéweine, den Sie besser zu haben behaupten, als Jemand.“

„„Zwei Flaschen!““ äußerte Gorenflot. „„Wozu, da ich keinen trinke?““

„Wenn Sie welchen tränken, hätte ich vier Flaschen kommen lassen, hätte ich sechs Flaschen kommen lassen, hätte ich Alles kommen lassen, was davon im Hause

*) „Das Wasser ist beredt.“ D. Ueb.

**) „Beredter ist der Wein.“ D. Ueb.

ist," sagte Chicot. „Aber wenn ich allein trinke, trinke ich schlecht, und zwei Flaschen werden mir genügen."

„„In der That,"" entgegnete Gorenflot, „„zwei Flaschen, das geht an, und wenn Sie nur Fastenspeisen dazu essen, wird Ihr Beichtvater Ihnen nichts verweisen können.""

„Gewiß," sagte Chicot, „an einer Fastenmittwoche Fleisch essen, pfui doch!" Und in die Speisekammer tretend, während Meister Bonhomet fortging, um im Keller die beiden verlangten Flaschen zu holen, zog er ein zartes junges gemästetes Huhn von Mans*) daraus hervor.

„„Was treiben Sie da, mein Bruder?"" fragte Gorenflot, der mit einem unwillkürlichen Interesse den Bewegungen des Gascogniers folgte, „„was treiben Sie da?""

„Sie sehen, ich bemächtige mich dieses Karpfens, aus Furcht, es möchte ein Anderer die Hand darauf legen. An jeder Fastenmittwoche werden derlei Eßwaaren sehr gesucht."

„Ein Karpfen!" rief Gorenflot erstaunt aus.

„Gewiß, ein Karpfen," sagte Chicot, indem er das appetitliche Geflügel ihm vor Augen legte.

„„Und seit wann hat ein Karpfen einen Schnabel?"" fragte der Mönch.

*) Eine Stadt in Frankreich. D. Ueb.

„Einen Schnabel," erwiederte der Gascognier, „wo sehen Sie einen Schnabel? Ich sehe nur eine Schnauze."

„„Flügel?"" fuhr der Mönch fort.

„Floßfedern."

„„Federn?""

„Schuppen; mein lieber Gorenflot, Sie sind betrunken."

„„Betrunken!"" rief Gorenflot aus, „„betrunken! O! zum Beispiele ich, der ich nur Spinat gegessen und nur Wasser getrunken habe.""

„Nun denn! der Spinat beschweret Ihnen den Magen und das Wasser steigt Ihnen in den Kopf."

„„Parbleu!"" erwiederte Gorenflot, „„da ist unser Wirth, er soll entscheiden.""

„Worüber?"

„„Ob dieß ein Karpfen oder ein junges gemästetes Huhn sey.""

„Meinetwegen. Aber vor Allem soll er den Wein entpfropfen. Ich möchte wissen, ob es wohl der nämliche ist. Entpfropfen Sie, Meister Claude!"

Meister Claude entpfropfte eine Flasche, und schenkte Chicot ein halbes Glas davon ein. Chicot schlürfte das halbe Glas hinunter, und schnalzte mit seiner Zunge.

„Ah!" sagte er, „ich bin ein trauriger Koster, und meine Zunge hat nicht das mindeste Gedächtniß; es ist mir anzugeben unmöglich, ob er schlechter oder besser sey, als jener am Thore Montmartre. Ich weiß sogar nicht bestimmt, ob es der nämliche ist."

Gorenflot's Augen funkelten, als er auf dem Boden von Chicot's Glase einige Tropfen flüssigen Rubines erblickte, die darin geblieben waren.

„Hören Sie, mein Bruder," fuhr Chicot fort, einen Fingerhut voll Wein in das Glas des Mönches gießend, „Sie sind für Ihren Nächsten auf dieser Welt; leiten Sie mich!"

Gorenflot nahm das Glas, brachte es an seine Lippen, und kostete langsam das Wenige seines flüssigen Inhaltes. „„Dieser Wein ist sicher vom nämlichen Gewächse,"" erwiederte er; „„aber...""

„Aber..." sagte Chicot.

„„Aber es war zu wenig darin,"" bemerkte der Mönch, „„als daß ich sagen könnte, ob er schlechter oder besser sey.""

„Und ich möchte es doch gerne erfahren," erwiederte Chicot. „Zum Henker! Ich will nicht betrogen werden, und müßten Sie nicht eine Rede halten, mein Bruder, so würde ich Sie bitten, diesen Wein zum zweitenmale zu kosten."

„„Dieß soll geschehen, um Ihnen ein Vergnügen zu machen,"" sagte der Mönch.

„Pardieu!" versetzte Chicot.

Und er füllte das Glas des Mönches zur Hälfte. Gorenflot brachte das Glas mit nicht geringerer Ehrfurcht, als das vorigemal, an seine Lippen, und kostete den Wein mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit. „„Besser,"" äußerte er, „„besser, ich stehe gut dafür.""

„Bah! Sie sind mit unserm Wirthe einverstanden.“

„„Ein guter Trinker,““ sagte Gorenflot, „„muß auf den ersten Zug das Gewächs, auf den zweiten die Qualität, auf den dritten den Jahrgang erkennen.““

„O! den Jahrgang,“ entgegnete Chicot, „wie gerne möchte ich doch den Jahrgang dieses Weines wissen!“

„„Das ist sehr leicht,“ versetzte Gorenflot, ihm sein Glas reichend, „„schenken Sie mir bloß einige Tropfen ein, und ich werde es Ihnen sagen.““

Chicot füllte das Glas des Mönches zu drei Viertheilen; der Mönch leerte das Glas langsam, doch ohne sich zu besinnen sagte er „„1561,““ indem er das Glas wieder hinstellte.

„Potz Weihnachten!“ rief Claude Bonhomet, „1561, richtig, so ist's.“

„Bruder Gorenflot,“ sagte der Gascognier, seinen Kopf entblößend, „man hat in Rom Leute heilig gesprochen, die es nicht so sehr verdienten, wie Sie.“

„„Ein wenig Uebung, mein Bruder,““ erwiederte Gorenflot bescheiden.

„Und Anlage,“ fügte Chicot bei. „Zum Henker! die Uebung allein macht's nicht aus, das sieht man an mir, der ich mir einbilde, Uebung zu haben. Nun denn! was machen Sie denn?“

„„Ich stehe auf, wie Sie sehen.““

„Wozu?“

in mein

„„Ah! es ist wahr,"" antwortete Gorenflot; „„es scheint, mein würdiger Bruder, daß Sie sich auf die Nahrung noch weniger verstehen, als auf das Getränk. Meister Bonhomet, was ist dieß für ein Thier?""

Und Bruder Gorenflot wies auf den Gegenstand der Meinungsverschiedenheit. Der Wirth schaute denjenigen erstaunt an, der diese Frage an ihn stellte.

„Ja," sagte Chicot, „man fragt Sie, was für ein Thier dieß sey?"

„„Parbleu!"" antwortete der Wirth, „„es ist ein junges gemästetes Huhn.""

„Ein junges gemästetes Huhn!" erwiederte Chicot mit bestürzter Miene.

„„Und sogar aus Mans," fuhr Meister Claude fort.

„Nun denn!" sagte Gorenflot triumphirend.

„„Nun denn!"" versetzte Chicot, „ich habe Unrecht, wie es scheint. Aber da mir viel daran gelegen ist, dieses Huhn zu speisen, und doch nicht zu sündigen, so machen Sie mir das Vergnügen, mein Bruder, im Namen unserer wechselseitigen Gefühle, einige Wassertropfen darauf zu sprengen, und es Karpfen zu taufen.""

„Ah! ah!" sagte Gorenflot.

„„Ja, ich bitte Sie," fuhr der Gascognier fort, „„außerdem ich vielleicht irgend ein Thier im Stande der Todsünde werde gegessen haben.""

Meinetwegen!" erwiederte Gorenflot, der, von ...us ein vortrefflicher Gesellschafter, durch das

„Bah! Sie sind mit unserm Wirthe einverstanden.“

„„Ein guter Trinker,““ sagte Gorenflot, „„muß auf den ersten Zug das Gewächs, auf den zweiten die Qualität, auf den dritten den Jahrgang erkennen.““

„O! den Jahrgang,“ entgegnete Chicot, „wie gerne möchte ich doch den Jahrgang dieses Weines wissen!“

„„Das ist sehr leicht,“ versetzte Gorenflot, ihm sein Glas reichend, „„schenken Sie mir bloß einige Tropfen ein, und ich werde es Ihnen sagen.““

Chicot füllte das Glas des Mönches zu drei Viertheilen; der Mönch leerte das Glas langsam, doch ohne sich zu besinnen sagte er „„1561,““ indem er das Glas wieder hinstellte.

„Potz Weihnachten!“ rief Claude Bonhomet, „1561, richtig, so ist's.“

„Bruder Gorenflot,“ sagte der Gascognier, seinen Kopf entblößend, „man hat in Rom Leute heilig gesprochen, die es nicht so sehr verdienten, wie Sie.“

„„Ein wenig Uebung, mein Bruder,““ erwiederte Gorenflot bescheiden.

„Und Anlage,“ fügte Chicot bei. „Zum Henker! die Uebung allein macht's nicht aus, das sieht man an mir, der ich mir einbilde, Uebung zu haben. Nun denn! was machen Sie denn?“

„„Ich stehe auf, wie Sie sehen.““

„Wozu?“

„„Um in meine Versammlung zu gehen.““

„Ohne ein Stück von meinem Karpfen zu essen?“

„„Ah! es ist wahr,““ antwortete Gorenflot; „„es scheint, mein würdiger Bruder, daß Sie sich auf die Nahrung noch weniger verstehen, als auf das Getränk. Meister Bonhomet, was ist dieß für ein Thier?““

Und Bruder Gorenflot wies auf den Gegenstand der Meinungsverschiedenheit. Der Wirth schaute denjenigen erstaunt an, der diese Frage an ihn stellte.

„Ja,“ sagte Chicot, „man fragt Sie, was für ein Thier dieß sey?“

„„Parbleu!““ antwortete der Wirth, „„es ist ein junges gemästetes Huhn.““

„Ein junges gemästetes Huhn!“ erwiederte Chicot mit bestürzter Miene.

„„Und sogar aus Mans,“ fuhr Meister Claude fort.

„Nun denn!“ sagte Gorenflot triumphirend.

„„Nun denn!““ versetzte Chicot, „ich habe Unrecht, wie es scheint. Aber da mir viel daran gelegen ist, dieses Huhn zu speisen, und doch nicht zu sündigen, so machen Sie mir das Vergnügen, mein Bruder, im Namen unserer wechselseitigen Gefühle, einige Wassertropfen darauf zu sprengen, und es Karpfen zu taufen.““

„Ah! ah!“ sagte Gorenflot.

„„Ja, ich bitte Sie,“ fuhr der Gascognier fort, „„außerdem ich vielleicht irgend ein Thier im Stande der Todsünde werde gegessen haben.““

„Meinetwegen!“ erwiederte Gorenflot, der, von Natur aus ein vortrefflicher Gesellschafter, durch das

dreimalige Weinkosten in den Zug zu kommen begann, „aber es ist kein Wasser mehr da.“

„„Es steht geschrieben, ich weiß nicht mehr wo,““ entgegnete Chicot: „„Du wirst Dich im Falle der Noth dessen bedienen, was Dir unter die Hand kommt. Die Absicht ist die Hauptsache; taufen Sie mit Wein, mein Bruder; taufen Sie mit Wein; das Thier wird deßhalb vielleicht etwas weniger katholisch, aber darum nicht schlechter seyn.““ Und Chicot schenkte das Glas des Mönches ganz voll ein; die erste Flasche wurde dadurch leer.

„Im Namen von Bacchus, von Momus und von Comus, der Dreieinigkeit des heiligen Pantagruel,“ sagte Gorenflot, „taufe ich Dich Karpfen.“ Und seine Fingerspitzen in den Wein tauchend, ließ er einige Tropfen davon auf das Thier fallen.

„„Nun,““ sagte der Gascognier, mit dem Mönche anstoßend, „„auf die Gesundheit des Neugetauften; möge er ordentlich gebraten werden, und die Kunst, welche Meister Claude Bonhomet bethätigen wird, um ihn zu vervollkommnen, seinen von der Natur erhaltenen Eigenschaften noch etwas beifügen!““

„Auf seine Gesundheit,“ rief Gorenflot, ein schallendes Lachen unterbrechend, um das von Chicot ihm eingeschenkte Glas Burgunderwein auszutrinken. „Auf seine Gesundheit, morbleu! Das ist köstlicher Wein.“

„„Meister Claude,““ sagte Chicot, „„stecken Sie unverzüglich diesen Karpfen an den Spieß; begießen Sie

ihn mit frischer Butter, in die Sie Speck und Schalotten, klein gewiegt, legen, dann, wenn er anfangen wird, eine Goldfarbe zu bekommen, thun Sie zwei geröstete Brodschnitten in die Bratpfanne, und serviren Sie ihn heiß.""

Gorenflot sprach kein Wort, aber er winkte Beifall mit dem Auge, und mit einer gewissen kleinen Kopfbewegung, die eine völlige Zustimmung andeutete.

„Jetzt," sagte Chicot, als er seine Absichten vollzogen sah, „Sardellen, Meister Bonhomet, Thunfisch. Wir sind in der Fasten, wie der gottesfürchtige Bruder Gorenflot eben sagte, und ich will ein vollständiges Fastenessen. Dann, warten Sie doch, zwei andere Flaschen von diesem vortrefflichen Romanéweine, von 1561."

Die Düfte dieser Küche, welche an die den ächten Feinschmeckern so liebe südliche Küche erinnerte, begannen sich zu verbreiten, und stiegen unmerkbar in's Gehirn des Mönches. Seine Zunge wurde feucht, seine Augen glänzten, aber er nahm sich noch zusammen, und machte sogar eine Bewegung, um aufzustehen.

„Sie verlassen mich demnach so im Augenblicke des Kampfes?" fragte Chicot.

„„Ich muß, mein Bruder," antwortete Gorenflot, die Augen zum Himmel aufschlagend, um Gott das Opfer recht zu verstehen zu geben, das er ihm brachte.

„Es ist sehr unvorsichtig von Ihnen, so zu gehen, um eine Fastenpredigt zu halten."

„„Warum?"" stammelte der Mönch.

„Weil Sie Mangel an Lunge haben werden, mein Bruder. Galenus hat gesagt: Pulmo hominis facile deficit. *)“

„Ach! ja,“ sagte Gorenflot, „und ich hab es selbst oft erfahren; hätte ich Lunge gehabt, so wäre ich ein Donner von Beredsamkeit gewesen.“

„Sie sehen wohl,“ sagte Chicot.

„„Zum Glücke,““ versetzte Gorenflot, auf den Stuhl zurücksinkend, „„zum Glücke besitze ich Eifer.““

„Ja, aber der Eifer reicht nicht hin; an Ihrer Stelle würde ich diese Sardellen kosten, und noch einige Tropfen von diesem Nektar trinken.“

„„Eine einzige Sardelle,““ sagte Gorenflot, „„und ein einziges Glas Wein.““

Chicot legte eine Sardelle auf den Teller des Bruders, und stellte ihm die zweite Flasche hin. Der Mönch aß die Sardelle, und trank das Glas aus.

„Nun denn?“ fragte Chicot, der, während er den Mönch immer zum Essen und Trinken nöthigte, sehr nüchtern blieb, „nun denn?“

„„In der That,“ entgegnete Gorenflot, „ich fühle mich minder schwach.““

„Ventre de biche!“ sagte Chicot, „wenn man eine Rede halten muß, handelt es sich nicht darum, minder schwach sich zu fühlen, sondern es handelt sich darum,

*) „Die Lunge des Menschen verliert leicht ihre Kraft.“ D. Ueb.

sich völlig wohl zu fühlen; und an Ihrer Stelle," fuhr der Gascognier fort, „würde ich, um diesen Zweck zu erreichen, die beiden Floßfedern dieses Karpfens essen; denn wenn Sie nicht mehr essen, riskiren Sie, nach Wein zu riechen. Merum sobrio male olet.*)"

„„Ah Teufel!" erwiederte Gorenflot, „„Sie haben Recht, ich dachte nicht daran.""

Und da man in diesem Augenblicke das Huhn vom Spieße zog, schnitt Chicot einen von den Füssen desselben ab, die er Floßfedern genannt hatte, einen Fuß, welchen der Mönch nebst dem Beine und Schenkel aß.

„„Potztausend!"" sagte Gorenflot, „„das ist ein schmackhafter Fisch.""

Chicot schnitt ihm die andere Floßfeder ab, die er auf den Teller des Mönches legte, während dieser den Flügel appetitlich abnagte.

„Und köstlicher Wein," sagte er, die dritte Flasche entpfropfend.

Einmal im Zuge, einmal erhitzt, einmal in den Tiefen seines unermeßlichen Magens aufgeregt, hatte Gorenflot die Kraft nicht mehr, einzuhalten; er verzehrte den Flügel, machte aus dem Rumpfe ein Gerippe, und sagte, Bonhomet rufend: „„„Meister Claude, mich hungert sehr; haben Sie mir nicht einen gewissen Pfannkuchen mit Speck angeboten?"""

---

*) Unvermischt getrunken, stinkt der Nüchterne darnach.
D. Ueb.

„Allerdings,“ erwiederte Chicot, „und er ist sogar bestellt. Nicht wahr, Bonhomet?“

„„So ist's,““ antwortete der Wirth, der seinen Kunden niemals widersprach, wenn ihre Aeußerungen einen Verzehrungszuwachs, und folglich Aufwand betrafen.

„Wohlan! Bringen Sie, bringen Sie, Meister,“ sagte der Mönch.

„„In fünf Minuten,““ entgegnete der Wirth, welcher, nach einem Blicke auf Chicot, eilig hinausging, um das Verlangte zu bereiten.

„Ah!“ sagte Gorenflot, indem er seine, eine Gabel haltende, ungeheuere Faust auf den Tisch zurückfallen ließ, „es geht besser.“

„„Nicht wahr?““ versetzte Chicot.

„Und wenn der Pfannkuchen da wäre, so würde ich nur einen Bissen davon nehmen, wie ich aus diesem Glase nur einen Schluck thue.“

Und mit von Feinschmeckerei funkelnden Augen, stürzte der Mönch den vierten Theil der dritten Flasche hinunter.

„„Ah!““ sagte Chicot, „„waren Sie also krank?““

„Ich war dumm, Freund,“ antwortete Gorenflot; „diese verwünschte Rede hatte mir übel gemacht; seit drei Tagen denk' ich daran.“

„„Sie sollte also herrlich werden,““ sagte Chicot.

„Glänzend,“ versetzte der Mönch.

„„Sagen Sie mir etwas davon, in Erwartung des Pfannkuchens.““

„Nein," sagte Gorenflot, „eine Rede am Tische, wo hast Du dieß gesehen, Meister Narr, am Hofe des Königs, Deines Herrn?"

„„Man hält sehr schöne Reden am Hofe des Königs Heinrich, den Gott erhalte!"" entgegnete Chicot, seinen Filzhut abziehend.

„Und um was drehen sich diese Reden?" fragte Gorenflot.

„„Um die Tugend,"" antwortete Chicot.

„Ah! ja," rief der Mönch aus, sich auf dem Stuhle zurücklehnend, „Dein König Heinrich III. ist aber auch ein gar tugendhafter lustiger Bruder!"

„„Ich weiß nicht, ob er tugendhaft ist, oder nicht," sagte Chicot, „„aber so viel weiß ich, daß ich nie etwas gesehen habe, worüber ich hätte erröthen müssen.""

„Ich glaub's wohl, mordieu!" äußerte der Mönch; „es ist schon lange, daß Du nicht mehr erröthest, Meister Dirnenjäger!"

„„O!"" sagte Chicot, „„Dirnenjäger, ich! die Enthaltsamkeit in Person, die Enthaltsamkeit in Fleisch und Bein! ich, der ich bei allen Prozessionen, bei allen Fasten bin!""

„Ja, Deines Sardanapal, Deines Nabuchodonosor, Deines Herodes! Interessirte Prozessionen, berechnete Fasten. Zum Glücke beginnt man jetzt, Deinen König Heinrich III, den der Teufel hole, auswendig zu kennen!"

Und Gorenflot stimmte, anstatt der verweigerten Rede, das folgende Lied an:

zwar dem Geschmacke nach, sondern dem bekannten Spruche gemäß: Facunda est aqua.*)""

„Bah!" versetzte Chicot. „Magis facundum est vinum,**) und zum Beweise will ich, der ich auch eine Rede halten muß, und der ich auf mein Recept vertraue, eine Flasche von diesem Romanéweine verlangen, und, meiner Treue, was rathen Sie mir, dazu zu nehmen, Gorenflot?"

„„Nehmen Sie solche Kräuter nicht,"" antwortete der Mönch, „„sie könnten nicht schlechter seyn.""

„Bzzou!" rief Chicot, den Teller von Gorenflot nehmend und an seine Nase haltend, „Bzzou!"

Und dießmal, ein kleines Fenster öffnend, warf er Kräuter und Teller auf die Straße. Dann rief er, sich umkehrend: „Meister Claude!"

Der Wirth, welcher wahrscheinlich in der Nähe gehorcht hatte, erschien auf der Schwelle.

„Meister Claude," sagte Chicot, „bringen Sie mir zwei Flaschen von jenem Romanéweine, den Sie besser zu haben behaupten, als Jemand."

„„Zwei Flaschen!"" äußerte Gorenflot. „„Wozu, da ich keinen trinke?""

„Wenn Sie welchen tränken, hätte ich vier Flaschen kommen lassen, hätte ich sechs Flaschen kommen lassen, hätte ich Alles kommen lassen, was davon im Hause

---

*) „Das Wasser ist beredt." D. Ueb.

**) „Beredter ist der Wein." D. Ueb.

ist," sagte Chicot. „Aber wenn ich allein trinke, trinke ich schlecht, und zwei Flaschen werden mir genügen."

„„In der That,"" entgegnete Gorenflot, „„zwei Flaschen, das geht an, und wenn Sie nur Fastenspeisen dazu essen, wird Ihr Beichtvater Ihnen nichts verweisen können.""

„Gewiß," sagte Chicot, „an einer Fastenmittwoche Fleisch essen, pfui doch!" Und in die Speisekammer tretend, während Meister Bonhomet fortging, um im Keller die beiden verlangten Flaschen zu holen, zog er ein zartes junges gemästetes Huhn von Mans*) daraus hervor.

„„Was treiben Sie da, mein Bruder?"" fragte Gorenflot, der mit einem unwillkürlichen Interesse den Bewegungen des Gascogniers folgte, „„was treiben Sie da?""

„Sie sehen, ich bemächtige mich dieses Karpfens, aus Furcht, es möchte ein Anderer die Hand darauf legen. An jeder Fastenmittwoche werden derlei Eßwaaren sehr gesucht."

„Ein Karpfen!" rief Gorenflot erstaunt aus.

„Gewiß, ein Karpfen," sagte Chicot, indem er das appetitliche Geflügel ihm vor Augen legte.

„„Und seit wann hat ein Karpfen einen Schnabel?"" fragte der Mönch.

---

*) Eine Stadt in Frankreich. D. Ueb.

die Pflichten Ihres Amtes fesseln Sie an unsern großen König Heinrich **III.**, den Gott erhalte! Die Pflichten meines Berufes legen mir das Almosensammeln auf, und nach dem Almosensammeln das Beten; es ist also nicht verwunderlich, daß wir getrennt sind.""

„Ja, aber corboeuf!" sagte Chicot, „das ist, wie mir dünkt, ein neuer Grund, fröhlich zu seyn, wenn wir wieder zusammenkommen."

„„Daher bin ich unendlich fröhlich,"" äußerte Gorenflot mit der kläglichsten Miene von der Welt; „„aber ich muß Sie dennoch verlassen."" Und der Mönch machte eine Bewegung, um aufzustehen.

„Speisen Sie wenigstens ihre Kräuter noch," erwiederte Chicot, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn auf seinen Sitz zurück drückte.

Gorenflot schaute den Spinat an, und stieß einen Seufzer aus; seine Augen fielen auf das rothgefärbte Wasser, und er wendete den Kopf ab. Chicot sah, daß der Augenblick gekommen wäre, den Angriff zu beginnen.

„Erinnern Sie sich an jenes kleine Mittagmahl, von dem ich so eben mit Ihnen sprach, he!" sagte er, „am Thore Montmartre, Sie wissen, wo wir, während unser großer König Heinrich **III.** sich peitschte und die Andern peitschte, eine Kriechente aus den Sümpfen der Grange-Batelière mit einer Krebsenbrühe aßen, und jenen lieblichen Burgunderwein tranken; wie nennen Sie doch diesen Wein da? Ist's nicht ein Wein, den Sie entdeckt haben?"

„„Es ist ein Wein aus meiner Heimath,““ antwortete Gorenflot, „„Romané.““

„Ja, ja, ich erinnere mich, das ist die Milch, die Sie auf die Welt kommend gesogen haben, würdiger Sohn Noah's.“

Gorenflot fuhr melancholisch lächelnd mit seiner Zunge über seine Lippen.

„Wie finden Sie diesen Wein?“ fragte Chicot.

„„Er war gut,““ erwiederte der Mönch, „„dennoch giebt es Besseren.““

„Dieß behauptete kürzlich Abends Claude Bonhomet, unser Wirth, welcher vorgiebt, daß er in seinem Keller fünfzig Flaschen davon habe, neben dem jener seines Collegen am Thore Montmartre nur Tresterwein sey.“

„„Das ist die Wahrheit,““ sagte Gorenflot.

„Wie, das ist die Wahrheit?“ rief Chicot aus, „und Sie trinken dieses abscheuliche rothgefärbte Wasser, während Sie nur den Arm auszustrecken brauchen, um solchen Wein zu trinken? Puh!“ Und Chicot nahm den Humpen, und goß den Inhalt auf den Boden hin.

„„Es hat Alles seine Zeit, mein Bruder,““ sagte Gorenflot. „„Der Wein ist gut, wenn man nach dem Trinken desselben sonst nichts mehr zu thun hat, als Gott zu preisen, der ihn gemacht hat. Hat man jedoch eine Rede zu halten, so ist Wasser vorzuziehen, nicht

„Sie nennen dieß soupiren, Gorenflot? Kräuter, Käse? Gehen Sie doch," rief Chicot aus.

„„Wir haben einen der ersten Mittwochtage in der Fasten, sorgen wir für unser Seelenheil, mein Bruder, sorgen wir für unser Seelenheil,"" erwiederte Gorenflot näselnd, und die Augen frömmelnd zum Himmel erhebend.

Chicot blieb erstaunt stehen. Sein Blick verrieth, daß er Gorenflot schon öfter auf eine andere Art diese heilige Fastenzeit, die begonnen hatte, habe verherrlichen sehen. „Unser Seelenheil!" wiederholte er; „und was Teufels haben das Wasser und die Kräuter mit unserem Seelenheile zu schaffen?"

„„Am Freitag iß kein Fleischgericht,
Desgleichen auch am Mittwoch nicht,""

sagte Gorenflot.

„Um wie viel Uhr haben Sie denn gefrühstückt?"

„„Ich habe gar nicht gefrühstückt, mein Bruder,"" entgegnete der Mönch immer näselnder.

„Ah! wenn es nur auf's Näseln ankommt," sagte Chicot, so bin ich bereit, es mit allen Mitgliedern der Congregation der heiligen Genovefa aufzunehmen. Nun, wenn Sie nicht gefrühstückt haben," fügte Chicot auf eine unmäßige Weise näselnd bei, „was haben Sie denn sonst gethan, mein Bruder?"

„„Ich habe eine Rede gemacht,"" antwortete Gorenflot, stolz seinen Kopf erhebend.

„Ah bah! eine Rede, und zu welchem Zwecke?"

„„Um sie heute Abend in der Abtei zu halten.““

„Ei,“ dachte Chicot, eine Rede heute Abend; das ist drollig.“

„„Und deßwegen,““ fügte Gorenflot bei, die erste Gabel voll Spinat mit Käse in seinen Mund führend, „„muß ich auf's Heimgehen denken; meine Zuhörer möchten vielleicht ungeduldig werden.““

Chicot dachte an die übergroße Zahl von Mönchen, die er nach der Abtei hatte wandern sehen, und sich erinnernd, daß Herr von Mayenne, aller Wahrscheinlichkeit nach, unter der Zahl dieser Mönche wäre, fragte er sich, wie Gorenflot, der bis zu diesem Tage wegen Eigenschaften war geschätzt worden, die in keiner Beziehung zur Beredsamkeit standen, von seinem Superior Joseph Foulon, damals Abt von Sainte-Geneviève, gewählt worden war, um vor dem Lotheringischen Prinzen, und vor einer so zahlreichen Versammlung zu predigen.

„Bah!“ sagte er, „und um wie viel Uhr predigen Sie?“

„„Von neun Uhr bis halb zehn Uhr, mein Bruder.““

„Gut. Es ist drei Viertel auf neun Uhr. Sie werden mir fünf Minuten schenken. Ventre de biche! Seit länger als acht Tagen haben wir nicht mehr Gelegenheit gehabt, mit einander zu speisen.“

„„Das ist nicht unsere Schuld,““ erwiederte Gorenflot, „„und unsere Freundschaft leidet dadurch keinen Schaden, ich bitte Sie, es zu glauben, liebster Bruder;

zwar dem Geschmacke nach, sondern dem bekannten Spruche gemäß: Facunda est aqua. *)""

„Bah!" versetzte Chicot. „Magis facundum est vinum,**) und zum Beweise will ich, der ich auch eine Rede halten muß, und der ich auf mein Recept vertraue, eine Flasche von diesem Romanéweine verlangen, und, meiner Treue, was rathen Sie mir, dazu zu nehmen, Gorenflot?"

„„Nehmen Sie solche Kräuter nicht,"" antwortete der Mönch, „„sie könnten nicht schlechter seyn.""

„Bzzou!" rief Chicot, den Teller von Gorenflot nehmend und an seine Nase haltend, „Bzzou!"

Und dießmal, ein kleines Fenster öffnend, warf er Kräuter und Teller auf die Straße. Dann rief er, sich umkehrend: „Meister Claude!"

Der Wirth, welcher wahrscheinlich in der Nähe gehorcht hatte, erschien auf der Schwelle.

„Meister Claude," sagte Chicot, „bringen Sie mir zwei Flaschen von jenem Romanéweine, den Sie besser zu haben behaupten, als Jemand."

„„Zwei Flaschen!"" äußerte Gorenflot. „„Wozu, da ich keinen trinke?""

„Wenn Sie welchen tränken, hätte ich vier Flaschen kommen lassen, hätte ich sechs Flaschen kommen lassen, hätte ich Alles kommen lassen, was davon im Hause

*) „Das Wasser ist beredt." D. Ueb.

**) „Beredter ist der Wein." D. Ueb.

ist," sagte Chicot. „Aber wenn ich allein trinke, trinke ich schlecht, und zwei Flaschen werden mir genügen."

„„In der That,"" entgegnete Gorenflot, „„zwei Flaschen, das geht an, und wenn Sie nur Fastenspeisen dazu essen, wird Ihr Beichtvater Ihnen nichts verweisen können.""

„Gewiß," sagte Chicot, „an einer Fastenmittwoche Fleisch essen, pfui doch!" Und in die Speisekammer tretend, während Meister Bonhomet fortging, um im Keller die beiden verlangten Flaschen zu holen, zog er ein zartes junges gemästetes Huhn von Mans*) daraus hervor.

„„Was treiben Sie da, mein Bruder?"" fragte Gorenflot, der mit einem unwillkürlichen Interesse den Bewegungen des Gascogniers folgte, „„was treiben Sie da?""

„Sie sehen, ich bemächtige mich dieses Karpfens, aus Furcht, es möchte ein Anderer die Hand darauf legen. An jeder Fastenmittwoche werden derlei Eßwaaren sehr gesucht."

„Ein Karpfen!" rief Gorenflot erstaunt aus.

„Gewiß, ein Karpfen," sagte Chicot, indem er das appetitliche Geflügel ihm vor Augen legte.

„„Und seit wann hat ein Karpfen einen Schnabel?"" fragte der Mönch.

*) Eine Stadt in Frankreich. D. Ueb.

„Einen Schnabel,“ erwiederte der Gascognier, „wo sehen Sie einen Schnabel? Ich sehe nur eine Schnauze.“

„„Flügel?““ fuhr der Mönch fort.

„Floßfedern.“

„„Federn?““

„Schuppen; mein lieber Gorenflot, Sie sind betrunken.“

„„Betrunken!““ rief Gorenflot aus, „„betrunken! O! zum Beispiele ich, der ich nur Spinat gegessen und nur Wasser getrunken habe.““

„Nun denn! der Spinat beschweret Ihnen den Magen und das Wasser steigt Ihnen in den Kopf.“

„„Parbleu!““ erwiederte Gorenflot, „„da ist unser Wirth, er soll entscheiden.““

„Worüber?“

„„Ob dieß ein Karpfen oder ein junges gemästetes Huhn sey.““

„Meinetwegen. Aber vor Allem soll er den Wein entpfropfen. Ich möchte wissen, ob es wohl der nämliche ist. Entpfropfen Sie, Meister Claude!“

Meister Claude entpfropfte eine Flasche, und schenkte Chicot ein halbes Glas davon ein. Chicot schlürfte das halbe Glas hinunter, und schnalzte mit seiner Zunge.

„Ah!“ sagte er, „ich bin ein trauriger Koster, und meine Zunge hat nicht das mindeste Gedächtniß; es ist mir anzugeben unmöglich, ob er schlechter oder besser sey, als jener am Thore Montmartre. Ich weiß sogar nicht bestimmt, ob es der nämliche ist.“

Gorenflot's Augen funkelten, als er auf dem Boden von Chicot's Glase einige Tropfen flüssigen Rubines erblickte, die darin geblieben waren.

„Hören Sie, mein Bruder," fuhr Chicot fort, einen Fingerhut voll Wein in das Glas des Mönches gießend, „Sie sind für Ihren Nächsten auf dieser Welt; leiten Sie mich!"

Gorenflot nahm das Glas, brachte es an seine Lippen, und kostete langsam das Wenige seines flüssigen Inhaltes. „„Dieser Wein ist sicher vom nämlichen Gewächse,"" erwiederte er; „„aber...""

„Aber..." sagte Chicot.

„„Aber es war zu wenig darin,"" bemerkte der Mönch, „„als daß ich sagen könnte, ob er schlechter oder besser sey.""

„Und ich möchte es doch gerne erfahren," erwiederte Chicot. „Zum Henker! Ich will nicht betrogen werden, und müßten Sie nicht eine Rede halten, mein Bruder, so würde ich Sie bitten, diesen Wein zum zweitenmale zu kosten."

„Dieß soll geschehen, um Ihnen ein Vergnügen zu machen,"" sagte der Mönch.

„Pardieu!" versetzte Chicot.

Und er füllte das Glas des Mönches zur Hälfte. Gorenflot brachte das Glas mit nicht geringerer Ehrfurcht, als das vorigemal, an seine Lippen, und kostete den Wein mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit. „„Besser,"" äußerte er, „„besser, ich stehe gut dafür.""

„Bah! Sie sind mit unserm Wirthe einverstanden."

„„Ein guter Trinker,"" sagte Gorenflot, „„muß auf den ersten Zug das Gewächs, auf den zweiten die Qualität, auf den dritten den Jahrgang erkennen.""

„O! den Jahrgang," entgegnete Chicot, „wie gerne möchte ich doch den Jahrgang dieses Weines wissen!"

„„Das ist sehr leicht," versetzte Gorenflot, ihm sein Glas reichend, „„schenken Sie mir bloß einige Tropfen ein, und ich werde es Ihnen sagen.""

Chicot füllte das Glas des Mönches zu drei Viertheilen; der Mönch leerte das Glas langsam, doch ohne sich zu besinnen sagte er „„1561,"" indem er das Glas wieder hinstellte.

„Potz Weihnachten!" rief Claude Bonhomet, „1561, richtig, so ist's."

„Bruder Gorenflot," sagte der Gascognier, seinen Kopf entblößend, „man hat in Rom Leute heilig gesprochen, die es nicht so sehr verdienten, wie Sie."

„„Ein wenig Uebung, mein Bruder,"" erwiederte Gorenflot bescheiden.

„Und Anlage," fügte Chicot bei. „Zum Henker! die Uebung allein macht's nicht aus, das sieht man an mir, der ich mir einbilde, Uebung zu haben. Nun denn! was machen Sie denn?"

„„Ich stehe auf, wie Sie sehen.""

„Wozu?"

„„Um in meine Versammlung zu gehen.""

„Ohne ein Stück von meinem Karpfen zu essen?"

„„„Ah! es ist wahr,"" antwortete Gorenflot; „„„es scheint, mein würdiger Bruder, daß Sie sich auf die Nahrung noch weniger verstehen, als auf das Getränk. Meister Bonhomet, was ist dieß für ein Thier?""

Und Bruder Gorenflot wies auf den Gegenstand der Meinungsverschiedenheit. Der Wirth schaute denjenigen erstaunt an, der diese Frage an ihn stellte.

„Ja," sagte Chicot, „man fragt Sie, was für ein Thier dieß sey?"

„„„Parbleu!"" antwortete der Wirth, „„„es ist ein junges gemästetes Huhn.""

„Ein junges gemästetes Huhn!" erwiederte Chicot mit bestürzter Miene.

„„„Und sogar aus Mans," fuhr Meister Claude fort.

„Nun denn!" sagte Gorenflot triumphirend.

„„„Nun denn!"" versetzte Chicot, „ich habe Unrecht, wie es scheint. Aber da mir viel daran gelegen ist, dieses Huhn zu speisen, und doch nicht zu sündigen, so machen Sie mir das Vergnügen, mein Bruder, im Namen unserer wechselseitigen Gefühle, einige Wassertropfen darauf zu sprengen, und es Karpfen zu taufen.""

„Ah! ah!" sagte Gorenflot.

„„„Ja, ich bitte Sie," fuhr der Gascognier fort, „„„außerdem ich vielleicht irgend ein Thier im Stande der Todsünde werde gegessen haben.""

„Meinetwegen!" erwiederte Gorenflot, der, von Natur aus ein vortrefflicher Gesellschafter, durch das

dreimalige Weinkosten in den Zug zu kommen begann, „aber es ist kein Wasser mehr da.“

„„Es steht geschrieben, ich weiß nicht mehr wo,““ entgegnete Chicot: „„Du wirst Dich im Falle der Noth dessen bedienen, was Dir unter die Hand kommt. Die Absicht ist die Hauptsache; taufen Sie mit Wein, mein Bruder; taufen Sie mit Wein; das Thier wird deßhalb vielleicht etwas weniger katholisch, aber darum nicht schlechter seyn.““ Und Chicot schenkte das Glas des Mönches ganz voll ein; die erste Flasche wurde dadurch leer.

„Im Namen von Bacchus, von Momus und von Comus, der Dreieinigkeit des heiligen Pantagruel,“ sagte Gorenflot, „taufe ich Dich Karpfen.“ Und seine Fingerspitzen in den Wein tauchend, ließ er einige Tropfen davon auf das Thier fallen.

„„Nun,““ sagte der Gascognier, mit dem Mönche anstoßend, „„auf die Gesundheit des Neugetauften; möge er ordentlich gebraten werden, und die Kunst, welche Meister Claude Bonhomet bethätigen wird, um ihn zu vervollkommnen, seinen von der Natur erhaltenen Eigenschaften noch etwas beifügen!““

„Auf seine Gesundheit,“ rief Gorenflot, ein schallendes Lachen unterbrechend, um das von Chicot ihm eingeschenkte Glas Burgunderwein auszutrinken. „Auf seine Gesundheit, morbleu! Das ist köstlicher Wein.“

„„Meister Claude,““ sagte Chicot, „„stecken Sie unverzüglich diesen Karpfen an den Spieß; begießen Sie

ihn mit frischer Butter, in die Sie Speck und Schalotten, klein gewiegt, legen, dann, wenn er anfangen wird, eine Goldfarbe zu bekommen, thun Sie zwei geröstete Brodschnitten in die Bratpfanne, und serviren Sie ihn heiß.""

Gorenflot sprach kein Wort, aber er winkte Beifall mit dem Auge, und mit einer gewissen kleinen Kopfbewegung, die eine völlige Zustimmung andeutete.

„Jetzt," sagte Chicot, als er seine Absichten vollzogen sah, „Sardellen, Meister Bonhomet, Thunfisch. Wir sind in der Fasten, wie der gottesfürchtige Bruder Gorenflot eben sagte, und ich will ein vollständiges Fastenessen. Dann, warten Sie doch, zwei andere Flaschen von diesem vortrefflichen Romanéweine, von 1561."

Die Düfte dieser Küche, welche an die den ächten Feinschmeckern so liebe südliche Küche erinnerte, begannen sich zu verbreiten, und stiegen unmerkbar in's Gehirn des Mönches. Seine Zunge wurde feucht, seine Augen glänzten, aber er nahm sich noch zusammen, und machte sogar eine Bewegung, um aufzustehen.

„Sie verlassen mich demnach so im Augenblicke des Kampfes?" fragte Chicot.

„„Ich muß, mein Bruder," antwortete Gorenflot, die Augen zum Himmel aufschlagend, um Gott das Opfer recht zu verstehen zu geben, das er ihm brachte.

„Es ist sehr unvorsichtig von Ihnen, so zu gehen, um eine Fastenpredigt zu halten."

„„Warum?"" stammelte der Mönch.

„Weil Sie Mangel an Lunge haben werden, mein Bruder. Galenus hat gesagt: Pulmo hominis facile deficit. *)"

„Ach! ja," sagte Gorenflot, „und ich hab es selbst oft erfahren; hätte ich Lunge gehabt, so wäre ich ein Donner von Beredsamkeit gewesen."

„Sie sehen wohl," sagte Chicot.

„„Zum Glücke,"" versetzte Gorenflot, auf den Stuhl zurücksinkend, „„zum Glücke besitze ich Eifer.""

„Ja, aber der Eifer reicht nicht hin; an Ihrer Stelle würde ich diese Sardellen kosten, und noch einige Tropfen von diesem Nektar trinken."

„„Eine einzige Sardelle,"" sagte Gorenflot, „„und ein einziges Glas Wein.""

Chicot legte eine Sardelle auf den Teller des Bruders, und stellte ihm die zweite Flasche hin. Der Mönch aß die Sardelle, und trank das Glas aus.

„Nun denn?" fragte Chicot, der, während er den Mönch immer zum Essen und Trinken nöthigte, sehr nüchtern blieb, „nun denn?"

„„In der That," entgegnete Gorenflot, „ich fühle mich minder schwach.""

„Ventre de biche!" sagte Chicot, „wenn man eine Rede halten muß, handelt es sich nicht darum, minder schwach sich zu fühlen, sondern es handelt sich darum,

---

*) „Die Lunge des Menschen verliert leicht ihre Kraft."
D. Ueb.

sich völlig wohl zu fühlen; und an Ihrer Stelle," fuhr der Gascognier fort, „würde ich, um diesen Zweck zu erreichen, die beiden Floßfedern dieses Karpfens essen; denn wenn Sie nicht mehr essen, riskiren Sie, nach Wein zu riechen. Merum sobrio male olet.*)"

„„Ah Teufel!" erwiederte Gorenflot, „„Sie haben Recht, ich dachte nicht daran.""

Und da man in diesem Augenblicke das Huhn vom Spieße zog, schnitt Chicot einen von den Füssen desselben ab, die er Floßfedern genannt hatte, einen Fuß, welchen der Mönch nebst dem Beine und Schenkel aß.

„„Potztausend!"" sagte Gorenflot, „„das ist ein schmackhafter Fisch.""

Chicot schnitt ihm die andere Floßfeder ab, die er auf den Teller des Mönches legte, während dieser den Flügel appetitlich abnagte.

„Und köstlicher Wein," sagte er, die dritte Flasche entpfropfend.

Einmal im Zuge, einmal erhitzt, einmal in den Tiefen seines unermeßlichen Magens aufgeregt, hatte Gorenflot die Kraft nicht mehr, einzuhalten; er verzehrte den Flügel, machte aus dem Rumpfe ein Gerippe, und sagte, Bonhomet rufend: „„Meister Claude, mich hungert sehr; haben Sie mir nicht einen gewissen Pfannkuchen mit Speck angeboten?""

*) Unvermischt getrunken, stinkt der Nüchterne darnach.
D. Ueb.

„Allerdings," erwiederte Chicot, „und er ist sogar bestellt. Nicht wahr, Bonhomet?"

„„So ist's,"" antwortete der Wirth, der seinen Kunden niemals widersprach, wenn ihre Aeußerungen einen Verzehrungszuwachs, und folglich Aufwand betrafen.

„Wohlan! Bringen Sie, bringen Sie, Meister," sagte der Mönch.

„„In fünf Minuten,"" entgegnete der Wirth, welcher, nach einem Blicke auf Chicot, eilig hinausging, um das Verlangte zu bereiten.

„Ah!" sagte Gorenflot, indem er seine, eine Gabel haltende, ungeheuere Faust auf den Tisch zurückfallen ließ, „es geht besser."

„„Nicht wahr?"" versetzte Chicot.

„Und wenn der Pfannkuchen da wäre, so würde ich nur einen Bissen davon nehmen, wie ich aus diesem Glase nur einen Schluck thue."

Und mit von Feinschmeckerei funkelnden Augen, stürzte der Mönch den vierten Theil der dritten Flasche hinunter.

„„Ah!"" sagte Chicot, „„waren Sie also krank?""

„Ich war dumm, Freund," antwortete Gorenflot; „diese verwünschte Rede hatte mir übel gemacht; seit drei Tagen denk' ich daran."

„„Sie sollte also herrlich werden,"" sagte Chicot.

„Glänzend," versetzte der Mönch.

„„Sagen Sie mir etwas davon, in Erwartung des Pfannkuchens.""

„Nein," sagte Gorenflot, „eine Rede am Tische, wo hast Du dieß gesehen, Meister Narr, am Hofe des Königs, Deines Herrn?"

„„Man hält sehr schöne Reden am Hofe des Königs Heinrich, den Gott erhalte!"" entgegnete Chicot, seinen Filzhut abziehend.

„Und um was drehen sich diese Reden?" fragte Gorenflot.

„„Um die Tugend,"" antwortete Chicot.

„Ah! ja," rief der Mönch aus, sich auf dem Stuhle zurücklehnend, „Dein König Heinrich III. ist aber auch ein gar tugendhafter lustiger Bruder!"

„„Ich weiß nicht, ob er tugendhaft ist, oder nicht," sagte Chicot, „„aber so viel weiß ich, daß ich nie etwas gesehen habe, worüber ich hätte erröthen müssen.""

„Ich glaub's wohl, mordieu!" äußerte der Mönch; „es ist schon lange, daß Du nicht mehr erröthest, Meister Dirnenjäger!"

„„O!"" sagte Chicot, „„Dirnenjäger, ich! die Enthaltsamkeit in Person, die Enthaltsamkeit in Fleisch und Bein! ich, der ich bei allen Prozessionen, bei allen Fasten bin!""

„Ja, Deines Sardanapal, Deines Nabuchodonosor, Deines Herodes! Interessirte Prozessionen, berechnete Fasten. Zum Glücke beginnt man jetzt, Deinen König Heinrich III, den der Teufel hole, auswendig zu kennen!"

Und Gorenflot stimmte, anstatt der verweigerten Rede, das folgende Lied an:

„Der König, zu erhalten Geld,
Hat arm und dürftig sich gestellt,
Mit Heuchlersitten;
Den großen Ablaß er gewann,
Mit Brod und Wasser, Fasten dann,
Gleich Eremiten;
Allein Paris, das kennt ihn gut,
Gewiß ihm nichts mehr borgen thut,
Auf sein Verlangen:
So sehr schon blieb er hangen,
Daß er den Rath empfangen:
„„Nach Spend' zu langen.““

„„Bravo!““ rief Chicot, „„bravo!““ Dann fügte er ganz leise bei: „„Gut, daß er singt, er wird sprechen.““

In diesem Augenblicke trat Meister Bonhomet ein, mit der einen Hand den berühmten Pfannkuchen haltend, und mit der andern zwei frische Flaschen.

„Bring, bring,“ rief der Mönch, dessen Augen funkelten, und dessen zweiunddreißig Zähne ein breites Lächeln sehen ließ.

„„Mir dünkt aber, Freund,““ sagte Chicot, „„daß Sie eine Rede halten müssen.““

„Die Rede ist da,“ erwiederte der Mönch, an seine Stirne klopfend, welche von der glühenden Illuminirung seiner Wangen ergriffen zu werden begann.

„„Um halb zehn Uhr,““ sagte Chicot.

„Ich log,“ versetzte der Mönch; „omnis homo mendax, confiteor. *)“

*) „Ich bekenne, daß jeder Mensch ein Lügner ist.“
D. Ueb.

„„Und um wie viel Uhr sollte sie denn eigentlich gehalten werden?““

„Um zehn Uhr.“

„„Um zehn Uhr? Ich glaubte, daß die Abtei um neun Uhr geschlossen werde.““

„Mag sie geschlossen werden,“ sagte Gorenflot, indem er das Licht durch die in seinem Glase befindliche Rubinmasse betrachtete, „mag sie geschlossen werden, ich habe den Schlüssel dazu.“

„„Den Schlüssel zur Abtei,““ rief Chicot aus, „„Sie haben den Schlüssel zur Abtei?““

„Da, in meiner Tasche,“ antwortete Gorenflot, auf seine Kutte klopfend, „da.“

„„Unmöglich,““ sagte Chicot, „„ich kenne die Klosterregeln; ich bin in drei Klöstern zu Bußübungen gewesen. Man vertraut den Schlüssel zur Abtei nicht einem einfachen Bruder an.““

„Da ist er,“ versetzte Gorenflot, in seinem Stuhle sich zurücklehnend, indem er Chicot jubilirend ein Geldstück zeigte.

„„Ei, Geld,““ sagte Chicot. „„Ah! ich begreife. Du bestichst den Bruder Pförtner, um zur beliebigen Stunde heimzukehren, unglücklicher Sünder!““

Gorenflot riß seinen Mund bis zu den Ohren mit dem seligen und behaglichem Lächeln des betrunkenen Menschen auf.

„Sufficit *),“ stammelte er.

*) „Es genügt.“ D. Ueb.

Und er schickte sich an, das Geldstück wieder in seine Tasche zu stecken.

„„Warten Sie doch, warten Sie doch!““ rief Chicot. „„Ei! die drollige Münze!““

„Mit dem Bildnisse des Ketzers,“ bemerkte Gorenflot. „Daher in der Gegend des Herzens durchbohrt.“

„„Wahrhaftig,““ äußerte Chicot, „„daß ist ein Kopfstück *) vom Könige von Béarn **) geschlagen, und hier wirklich ein Loch.““

„Ein Dolchstich,“ sagte Gorenflot; „Tod dem Ketzer! Jener, der den Ketzer tödten wird, ist zum Voraus selig gesprochen, und ich trete ihm meinen Antheil am Paradiese ab.“

„„Ah! ah!““ sagte Chicot bei sich, „„die Sachen beginnen deutlicher zu werden; leider ist aber der Unglückliche noch nicht genug betrunken.““ Und er füllte vom Neuem das Glas des Mönches.

„„Ja,““ rief der Glascognier, „„Tod dem Ketzer, und es lebe die Messe!““

---

*) Un teston, eine alte französische Silbermünze mit dem Bildnisse des Königs. D. Ueb.

**) Heinrich IV, König von Frankreich nach dem Tode Heinrich III, damals das Oberhaupt der Hugenotten, und dem protestantischen Glauben zugethan, Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanna d'Albert, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, geb. am 4. December 1558, zu Pau in Bèarn, am 14. Mai 1610 zu Paris von Ravaillac ermordet.

D. Ueb.

„Es lebe die Messe!“ sagte Gorenflot, das Glas auf einen einzigen Zug leerend, „es lebe die Messe!“

„„Also,““ erwiederte Chicot, der, als er das Kopfstück in der breiten Hand seines Gastes erblickte, an den Pförtner sich erinnerte, welcher die Hände aller Mönche genau beschaute, die er durch die Halle der Abtei hatte strömen sehen, „„also Sie werden eintretend dieses Geldstück dem Bruder Pförtner vorzeigen . . . und . . .““

„Ich trete ein,“ sagte Gorenflot.

„„Ohne Schwierigkeit?““

„Wie dieses Glas Wein in meinen Magen tritt.“ Und der Mönch verschluckte eine neue Dosis der herrlichen Flüssigkeit.

„„Zum Henker!““ versetzte Chicot, „„wenn der Vergleich richtig ist, müssen Sie ohne Schwierigkeit eintreten.““

„Das heißt,“ stammelte Gorenflot toll und voll, „das heißt, daß man für Bruder Gorenflot die beiden Flügel öffnet.“

„„Und Sie halten Ihre Rede?

„Und ich halte meine Rede,“ sagte der Mönch. „Sieh, wie sich dieß macht: Ich komme an, Du hörst wohl, Chicot, ich komme an.“

„„Ich glaub's wohl, daß ich höre; ich bin ganz Ohr.““

„Ich komme also an, wie gesagt. Die Versammlung ist zahlreich und gewählt; es sind Barone darunter, Grafen, Herzoge.“

„„Und sogar Prinzen.““

„Und sogar Prinzen," wiederholte der Mönch; „Du hast es gesagt, Prinzen, ja doch. Ich trete demüthig unter die Getreuen der Union."

„„Die Getreuen der Union,"" wiederholte nun auch Chicot, „„was soll's denn mit dieser Treue?""

„Ich trete unter die Getreuen der Union; man ruft Bruder Gorenflot, und ich trete vor." Bei diesen Worten stand der Mönch auf.

„„So recht,"" äußerte Chicot, „„treten Sie vor.""

„Und ich trete vor," fuhr Gorenflot fort, mit dem Versuche, dem Worte die Ausführung folgen zu lassen; aber kaum hatte er einen Schritt gemacht, als er an der Tischecke strauchelte, und auf den Boden hin rollte.

„„Bravo!"" sagte Chicot, indem er ihn aufhob, und wieder auf einen Stuhl setzte, „„Sie treten vor, verbeugen sich vor den Zuhörern, und sprechen . . .""

„Nein, ich spreche nicht, die Freunde sprechen."

„„Und was sprechen die Freunde?""

„Die Freunde sprechen: Bruder Gorenflot, die Rede vom Bruder Gorenflot, he! Bruder Gorenflot ist ein schöner Name für einen Anhänger der Ligue!" Und der Mönch wiederholte seinen Namen mit liebkosender Klangbezeichnung desselben.

„„Ein schöner Name für einen Anhänger der Ligue,"" wiederholte Chicot; „„welche Wahrheit wird denn aus dem Weine dieses Betrunkenen sprechen?""

„Dann fang' ich an."

Und der Mönch stand wieder auf, die Augen

schließend, weil er geblendet, an die Mauer sich lehnend, weil er toll und voll war.

„„Sie fangen an,““ sagte Chicot, ihn an der Mauer festhaltend, wie es Pierrot mit Arlequin macht.

„Ich fange an: „„Meine Brüder, es ist ein schöner Tag für den Glauben. Meine Brüder, es ist ein sehr schöner Tag für den Glauben.““

Nach dieser höchsten Steigerungsstufe sah Chicot, daß aus dem Mönche nichts mehr herauszubringen sey; daher ließ er ihn los. Bruder Gorenflot, der dieses Gleichgewicht nur durch die von Chicot ihm gewährte Stütze besaß, schlug alsogleich, so wie die Stütze ihm fehlte, die Mauer entlang hin, wie ein schlecht versichertes Bret, und stieß mit seinen Füssen an den Tisch, durch dessen von ihm bewirkte Erschütterung einige leere Flaschen herabfielen.

„„Amen!““ sagte Chicot.

Fast augenblicklich machte ein donnerähnliches Schnarchen die Fensterscheiben des kleinen Kabinets erklirren.

„„Gut,““ äußerte Chicot, „„die Füsse des Huhnes thun ihre Wirkung. Unser Freund hat auf zwölf Stunden Schlaf genug, und ich kann ihn ohne Anstand entkleiden.““

Unverzüglich, vermuthlich in der Ueberzeugung, daß er keine Zeit zu verlieren habe, knüpfte er die Stricke der Mönchskutte los, streifte sie über jeden Arm herab, und Gorenflot umkehrend, wie er es mit einem Sacke

Nüsse gethan hätte, wickelte er denselben in das Tischtuch, band ihm eine Serviette um den Kopf, und ging, die Kutte des Mönches unter seinen Mantel steckend, in die Küche.

„Meister Bonhomet," sagte er, dem Wirthe einen Rosennobel*) gebend, „dieß ist für Ihr Abendessen; dieß für jenes meines Pferdes, das ich Ihnen anempfehle, und dieß besonders dafür, daß man den würdigen Bruder Gorenflot nicht aufwecke, der wie ein Ueberglücklicher schläft."

„„Gut!"" sagte der Wirth, der bei diesen drei Dingen seine Rechnung fand, „„gut! seyen Sie unbesorgt, Herr Chicot.""

Nach dieser Versicherung ging Chicot fort, und leicht wie ein Dammhirsch, scharfsichtig, wie eine Fuchs, erreichte er die Ecke der Straße Saint-Etienne, wo er, nachdem er mit großer Sorgfalt das Kopfstück mit dem Bildnisse von Bearn in seine rechte Hand gethan hatte, die Kutte des Bruders anzog, und kam um drei Viertel auf zehn Uhr, nicht ohne ein gewisses Herzklopfen, bei der Einlaßpforte der Abtei Sainte-Geneviève an.

*) Eine englische Goldmünze aus jener Zeit, so genannt wegen einer aufgeprägten Rose, galt 2 Dukaten oder etwa 6 Rthlr. 12 Gr. D. Ueb.

Sechstes Kapitel.

Wie Chicot gewahrte, daß es leichter war, in die Abtei Sainte-Geneviève hinein zu gehen, als heraus.

Die Mönchskutte anziehend, hatte Chicot eine wichtige Vorsichtsmaßregel getroffen, nämlich die Breite seiner Schultern durch die geschickte Benützung seines Mantels und der übrigen Kleidungsstücke zu verdoppeln, die durch das Mönchskleid überflüssig geworden waren; er hatte die nämliche Bartfarbe, wie Gorenflot, und obgleich der Eine an den Gestaden der Saône, und der Andere an jenen der Garonne geboren war, hatte er sich so oft mit der Nachäffung der Stimme seines Freundes ergötzt, daß sie ihm bis zur Täuschung gelungen war. Nun aber weiß Jedermann, daß der Bart und die Stimme die zwei einzigen Dinge sind, welche aus den Tiefen einer Mönchscapuze hervorgehen.

Das Thor sollte geschlossen werden, als Chicot ankam, und der Bruder Pförtner wartete nur mehr auf einige Säumige. Der Gascognier wies seinen Béarner mit dem durchbohrten Herzen vor, und wurde ohne Anstand eingelassen. Zwei Mönche gingen vor ihm her; er folgte ihnen, und gelangte mit denselben in die Klostercapelle, die er kannte, da er den König oft dahin begleitet hatte; der König hatte der Abtei Sainte-Geneviève immer eine besondere Gunst erwiesen.

Die Capelle war von romanischer Bauart, das

heißt, sie datirte aus dem eilften oder zwölften Jahrhunderte, und die Emporkirche stand, wie in allen Capellen jener Zeit, auf einer Gruft oder unterirdischen Kirche. Daraus erfolgte, daß die Emporkirche um acht bis zehn Fuß höher war, als das Schiff der Kirche; daß man zur Emporkirche auf zwei Seitentreppen hinaufstieg, während eine eiserne Thüre, zwischen den beiden Treppen befindlich, vom Schiffe der Kirche in die Gruft führte, in welche man, wer einmal diese Thüre geöffnet, über eben so viele Stufen hinabging, als deren die Treppen der Emporkirche zählten. In dieser Emporkirche, welche die ganze Kirche von jeder Seite des Altares beherrschte, den ein dem Meister Rosso zugeschriebenes Bildniß der heiligen Genoveva überragte, standen die Statuen von Clovis und Clotilde. Nur drei Lampen erleuchteten die Capelle, die Eine hing in der Mitte der Emporkirche, die beiden Andern waren im Schiffe der Kirche in gleicher Entfernung vertheilt. Dieses kaum genügende Licht verlieh eine noch größere Feierlichkeit dieser Kirche, deren Raumverhältnisse es verdoppelte, weil die Einbildungskraft die im Dunkel verlorenen Theile in's Unendliche hinausdehnen konnte.

Chicot mußte zunächst seine Augen an die Finsterniß gewöhnen; um sie zu üben, unterhielt er sich mit dem Zählen der Mönche. Es befanden sich ihrer hundertundzwanzig im Schiffe der Kirche, und zwölf in der Emporkirche, in Allem hundertzweiunddreißig. Die zwölf Mönche der Emporkirche waren in einem einzigen Gliede

gereiht, vor dem Altare, und schienen wie eine Reihe von Schildwachen den Tabernakel zu beschützen. Chicot sah mit Vergnügen, daß er nicht der Letzte war, der sich jenen anschloß, welche Bruder Gorenflot die Brüder der Union genannt hatte. Hinter ihm traten noch drei Mönche ein, mit weiten grauen Kleidern angethan, welche vor jenem Gliede Platz nahmen, das wir mit einer Reihe von Schildwachen verglichen haben. Ein kleiner junger Mönch, von Chicot bisher nicht bemerkt, ohne Zweifel irgend ein Chorknabe des Klosters, durchschritt die Capelle rings um, um zu sehen, ob wohl Jedermann auf seinem Posten sey; dann, nach vollendeter Musterung, sprach er mit einem von den drei zuletzt gekommenen Mönchen, der sich in der Mitte befand.

„Es sind unser hundertsechsunddreißig," sagte der Mönch mit einer starken Stimme; „das ist Gottes Rechnung."

Alsogleich erhoben sich die im Schiffe der Kirche knienden hundertzwanzig Mönche, und nahmen auf den Sitzen oder Chorstühlen Platz. Bald verkündete ein großes Getöse von Angeln und Riegeln, daß die massiven Thüren geschlossen wurden. Nicht ohne ein gewisses Herzklopfen vernahm Chicot, wie muthig er auch war, das Knarren der Schlösser. Um Zeit zu finden, sich wieder zu erholen, setzte er sich in das Dunkel der Kanzel, von wo seine Augen ganz natürlich auf die drei Mönche fielen, welche die Hauptpersonen dieser

Versammlung zu seyn schienen. Man hatte ihnen drei Armstühle gebracht, auf die sie sich setzten, den drei Richtern*) ähnlich. Hinter ihnen standen die zwölf Mönche der Emporkirche.

Als der durch das Schließen der Thüren und die Veränderung der Stellung der Anwesenden verursachte Tumult aufgehört hatte, schlug eine kleine Glocke dreimal. Dieß war ohne Zweifel das Signal des Schweigens, denn die fortgesetzten St's! ließen sich während der beiden ersten Schläge vernehmen, und bei dem dritten verstummte aller Lärm.

„Bruder Monsoreau," sagte der nämliche Mönch, welcher schon gesprochen hatte, „welche Nachrichten bringen Sie aus der Provinz Anjou?"

Zwei Sachen bewogen Chicot, die Ohren zu spitzen. Die erste diese so glockenkräftig dröhnende Stimme, daß sie geeigneter schien, auf einem Schlachtfelde aus dem Visire eines Helmes zu schallen, als in einer Kirche aus der Capuze eines Mönches. Die zweite: dieser Name „Bruder Monsoreau," erst seit einigen Tagen am Hofe gekannt, wo er, wie wir gesagt haben, eine gewisse Sensation erregt hatte.

Ein Mönch von hoher Gestalt, und dessen Kleid eckige Falten machte, ging durch einen Theil der Versammlung, und bestieg mit einem festen und kühnen

*) Die höllischen Richter nach der Mythologie der Griechen: Minos, Aekus und Rhadamanthus. A. d. Ueb.

Schritte, die Kanzel. Chicot versuchte, sein Gesicht zu sehen. Dieß war unmöglich.

„Gut," sagte er, „und wenn man das Gesicht der Andern nicht sieht, werden wenigstens die Andern auch das meinige nicht sehen."

„„Meine Brüder,"" sprach hierauf eine Stimme, welche Chicot an ihren ersten Lauten als jene des Oberjägermeisters erkannte, „„die Nachrichten aus der Provinz Anjou sind nicht befriedigend, nicht als ob es uns dort an Sympathien fehlte, sondern weil wir dort keine Repräsentanten haben. Die Ausbreitung der Union in dieser Provinz war dem Baron von Meridor anvertraut; aber dieser Greis, in Verzweiflung über den kürzlich erfolgten Tod seiner Tochter, vernachläßiget die Angelegenheiten der heiligen Ligue, und bis zu seiner Tröstung über den erlittenen Verlust, können wir nicht auf ihn zählen. Mich betreffend, bringe ich drei neue Beitritte zur Verbündung, und habe sie vorschriftsmäßig in den Armenkasten des Klosters gelegt. Die Rathsversammlung wird beschließen, ob diese drei neuen Brüder, für die ich mich übrigens wie für mich selbst verbürge, die Erlaubniß erhalten sollen, Mitglieder der heiligen Union zu werden.""

Ein Beifallsgemurmel lief durch die Reihen der Mönche, und Bruder Monsoreau war eher an seinen Platz zurückgekommen, als dieser Lärm verhallte.

„Bruder La Hurière," fuhr der nämliche Mönch fort, welcher die Gläubigen nach seinem Belieben auf-

rufen zu dürfen schien, „sagen Sie uns, was Sie in der Stadt Paris vollführt haben?“

Ein Mann mit in das Gesicht gezogener Capuze erschien nun auf der Kanzel, welche Herr von Monsoreau so eben erlediget hatte.

„„Meine Brüder,““ sagte er, „„Sie wissen Alle, ob ich dem katholischen Glauben ergeben bin, und ob ich Beweise dieser Ergebenheit während des großen Tages ihres Triumphes gegeben habe. Ja, meine Freunde, von jener Zeit an, und ich rühme mich dessen, war ich einer der Getreuen unsers großen Heinrich von Guise, und aus dem eigenen Munde des Herrn von Besme, dem Gott alle seine Segnungen verleihen wolle! hab' ich die Befehle empfangen, deren Ertheilung er mich würdigte, und die ich in einem solche Grade befolgte, daß ich meine eigenen Miethleute habe umbringen wollen. Nun aber bin ich wegen dieser Ergebenheit für die heilige Sache zum Viertelsmeister ernannt worden, und ich wag' es zu sagen, daß dieß ein glücklicher Umstand für die Religion ist. Ich konnte so alle Ketzer des Quartiers Saint-Germain-l'Auxerrois notiren, wo ich immer noch, Straße l'Arbre-Sec das Hôtel de la Belle-Etoille zu Ihrem Dienste, meine Brüder, bereit halte, und nach geschehener Notirung unsern Freunden bezeichnen. Gewiß, ich habe keinen größern Durst nach Hugenottenblut, als ehedem, aber ich kann mir den wahren Zweck der heiligen Union nicht verhehlen, welche zu gründen wir eben im Begriffe sind.““

„Hören wir," sagte Chicot bei sich; „dieser La Hurière war, wenn ich mich recht erinnere, ein wüthender Ketzertödter, und er muß viel von der Ligue wissen, wenn man bei den Herren Liguisten das Vertrauen nach dem Verdienste bemißt."

„„Sprechen Sie, sprechen Sie,"" riefen mehrere Stimmen.

La Hurière, der die Gelegenheit fand, seine Rednertalente zu bethätigen, die er zu entwikeln selten die Gelegenheit hatte, obgleich er sie sich angeboren hielt, sammelte sich einen Augenblick, hustete, und fuhr fort; „Wenn ich mich nicht täusche, meine Brüder, so ist die Vertilgung besonderer Ketzereien nicht das Einzige, was uns beschäftiget. Die guten Franzosen müssen sicher gestellt werden, unter den sie zu regieren berufenen Prinzen, niemals auf Ketzer zu stossen. Nun aber, meine Brüder, wie steht's hiewegen? Franz II., der bereits ein Eiferer zu werden begann, ist kinderlos gestorben. Karl IX., auch ein Eiferer, ist kinderlos gestorben. König Heinrich III., dessen Glaubensmeinungen zu prüfen, und dessen Handlungen zu würdigen mir nicht zukommt, wird wahrscheinlich kinderlos sterben; es wird also der Herzog von Anjou übrig bleiben, der nicht nur gleichfalls keine Kinder hat, sondern auch für die heilige Ligue lau zu seyn scheint."

Hier unterbrachen mehrere Stimmen den Redner, unter welchen auch jene des Oberjägermeisters.

„„Warum lau?"" fragte die Stimme, „„und was

veranlaßt Sie, diese Beschuldigung gegen den Prinzen zu erheben?""

„Ich sage... lau, weil er seinen Beitritt zur Ligue noch nicht erklärt hat, obgleich der erlauchte Bruder, der so eben eine Frage an mich gestellt, in seinem Namen ihn bestimmt verheißen hat."

„„Wer hat Ihnen gesagt, daß er ihn nicht erklärt habe,"" fuhr die Stimme fort, „„da es neue Beitritte giebt? Sie haben kein Recht, dünkt mir, Jemand zu verdächtigen, so lange die Verkündung jener Beitrittserklärungen nicht geschehen ist.""

„Es ist wahr," sagte La Hurière, „ich will also noch warten;" aber wem wird nach dem Herzoge von Anjou, der sterblich ist, und keine Kinder hat, bemerken Sie, daß man in der Familie jung stirbt... die Krone zufallen? Dem wildesten Hugenotten, den man sich vorstellen kann, einem Renegaten, einem Rückfälligen, einem Nabuchodonosor?" Hier unterbrach La Hurière, anstatt des Murrens, zügelloses Beifallklatschen.

„Kurz, dem Heinrich von Béarn, gegen welchen diese Verbündung vorzüglich gemacht wurde, dem Heinrich von Béarn, den man oft in Pau oder zu Tarbes, mit seinen Liebschaften beschäftiget wähnt, und den man in Paris trifft."

„„In Paris?"" riefen mehrere Stimmen aus, „„in Paris? Das ist unmöglich!""

„Er ist gekommen," erwiederte La Hurière. „Er befand sich in jener Nacht dort, da Frau von Sauves

ermordet wurde; er ist vielleicht noch in diesem Augenblicke dort."

„„Tod dem Béarner!““ schrien mehrere Stimmen.

„Ja, gewiß, Tod!" rief La Hurière, „und wohnt er zufällig à la Belle-Etoile, so bürg' ich wohl für ihn, aber er wird nicht kommen. Man fängt einen Fuchs nicht zweimal im nämlichen Loche. Er wird anderswo wohnen; bei irgend einem Freunde; denn er hat Freunde, der Ketzer. Wohlan! die Zahl dieser Freunde muß man vermindern oder kennbar machen. Unsere Union ist heilig, unsere Ligue ist loyal, von unserm heiligen Vater, dem Papste Gregor III. geweiht, gesegnet, ermuthiget. Ich verlange also daß man nicht länger mehr ein Geheimniß daraus mache, daß die Listen den Viertels- und Unterviertelsmeistern zugestellt werden, und daß sie mit diesen Listen in die Häuser gehen, um die guten Bürger zur Unterzeichnung einzuladen. Die Unterzeichnenden werden unsere Freunde seyn; jene, welche sich weigern zu unterzeichnen, werden unsere Feinde seyn, und wir, da die Gelegenheit zu einer zweiten Bartholomäusnacht sich darbietet, die den ächten Gläubigen immer dringender zu werden scheint, wohlan! werden das thun, was wir schon in der ersten gethan haben, nämlich Gott die Mühe ersparen, die Guten von den Bösen zu trennen."

Diesem Schlusse der Rede folgte ein wiederholter Beifallsdonner, dann, als dieser mit jener Langsamkeit und mit jenem Tumulte sich beschwichtigte, welche nur

die Unterbrechung des Beifalles beweisen, ließ die ernste Stimme des Mönches, der schon öfter gesprochen hatte, sich vernehmen, und sprach: „„Der Antrag des Bruders La Hurière, dem die heilige Union für seinen Eifer dankt, wird in Erwägung gezogen; sie wird in der höheren Rathsversammlung besprochen werden.““

Die Beifallsbezeigungen verdoppelten sich. La Hurière verbeugte sich öfter, um der Versammlung zu danken, und nahm, über die Stufen der Kanzel herabsteigend, seinen Platz wieder ein, gebückt unter der Unermeßlichkeit seines Triumphes.

„Ah! ah!“ sagte Chicot bei sich; „ich beginne in dem Allem klar zu sehen. Man hat weniger Vertrauen hinsichtlich des katholischen Glaubens auf meinen Sohn Heinrich, als auf seinen Bruder Karl IX. und auf die Herren von Guise. Es ist wahrscheinlich, weil Mayenne hinter allem dem steckt. Die Herren von Guise wollen im Staate einen kleinen besondern Staat bilden, dessen Gebieter sie wären, also der große Heinrich, welcher General ist, wird die Armeen behalten; also der dicke Mayenne wird die Bürgerschaft behalten; also der erlauchte Cardinal wird die Kirche behalten, und eines schönen Morgens mein Sohn Heinrich gewahren, daß er nichts von Allem behält, als seinen Rosenkranz, mit welchem man ihn artig einladen wird, sich in irgend ein Kloster zurückzuziehen. Vortrefflich raisonnirt! Ah! ja wohl doch der Herzog von Anjou bleibt übrig. Teufel! was wird man mit dem Herzoge von Anjou machen?“

„„Bruder Gorenflot,““ sagte die Stimme des Mönches, die schon den Oberjägermeister und La Hurière gerufen hatte.

Sey's, daß er in die so eben unsern Lesern erzählten Erwägungen vertieft, sey's, daß er noch nicht gewohnt war, auf einen Namen zu antworten, den er jedoch mit der Kutte des Bruders Almosensammler angenommen hatte, Chicot antwortete nicht.

„„Bruder Gorenflot!““ wiederholte die Stimme des Mönchleins, eine so helle und so spitzige Stimme, daß Chicot bebte.

„O! o!“ murmelte er, „man sollte meinen, eine weibliche Stimme rufe Bruder Gorenflot. Sind in dieser ehrenwerthen Versammlung nicht nur die Range, sondern auch die Geschlechter vermengt?“

„„Bruder Gorenflot!““ fragte wieder die nämliche weibliche Stimme, „„sind Sie denn nicht da?““

„Ah!“ sagte Chicot ganz leise bei sich, „ich bin ja Bruder Gorenflot.“ Dann fügte er ganz laut bei, und näselnd wie der Mönch: „Allerdings, allerdings, da bin ich, da bin ich. Ich war in die tiefsten Betrachtungen versenkt, welche die Rede des Bruders La Hurière in mir entstehen machte, und hatte nicht gehört, daß man mir gerufen.“

Ein nachträgliches Beifallsgemurmel zu Gunsten von La Hurière, dessen Worte noch in allen Herzen fortklangen, ließ sich vernehmen, und gab Chicot Zeit, sich vorzubereiten.

Chicot brauchte, wird man sagen, auf den Namen Gorenflot nicht zu antworten, weil er die Capuze nicht abzog. Aber die Anwesenden waren gezählt, wie man sich erinnert; sie kannten und erwarteten sich also; bei einer Musterung der Gesichter, und diese Musterung wäre durch die Abwesenheit eines anwesend erachteten Mannes veranlaßt worden, hätte man sohin den Betrug entdeckt, und Chicot's Lage bedenklich werden können. Chicot zögerte also keinen Augenblick. Er stand auf, krümmte den Rücken, stieg über die Stufen der Kanzel hinauf, und zog im Hinaufsteigen seine Capuze so gut als möglich in sein Gesicht.

„Meine Brüder," sagte er, des Mönches Stimme täuschend nachäffend, „ich bin der Bruder Almosensammler dieses Klosters, und Sie wissen, daß dieses Geschäft mir das Recht giebt, in alle Wohnungen zu treten. Ich benütze also dieses Recht zum Wohle des Herrn."

„Meine Brüder," fuhr er fort, sich an den Redeeingang Gorenflot's erinnernd, des so unerwartet vom Schlafe Unterbrochenen, der zur Zeit noch in Folge der verschluckten Flüssigkeit, den rechten Gorenflot bewältigte, „meine Brüder, der Tag, welcher uns vereiniget, ist ein schöner Tag für den Glauben. Sprechen wir freimüthig, meine Brüder, weil wir im Hause des Herrn sind. „Was ist das Königreich Frankreich? Ein Leib. Der heilige Augustin hat gesagt: „„Omnis civitas corpus est, jede Stadt ist ein Leib."" Was ist die Bedingung der Wohlfahrt eines Leibes? Die gute Gesundheit. Wie

bewahrt man die Gesundheit des Leibes? Durch Vornahme vorsichtiger Aderlässe, wenn ein Uebermaß von Kräften darin ist. Nun ist es offenbar, daß die Feinde der katholischen Religion zu stark sind, weil wir sie fürchten; wir müssen also diesem großen Leibe, den man die Gesellschaft nennt, noch einmal zur Ader lassen, was mir täglich die Gläubigen wiederholen, deren Eier, Schinken und Geld ich in's Kloster trage."

Dieser erste Theil von Chicot's Rede, machte auf die Zuhörer einen lebhaften Eindruck. Chicot ließ dem von ihm veranlaßten Beifallsgemurmel Zeit, sich zu erzeugen, dann sich zu beschwichtigen, und fuhr fort:

„Man wird mir vielleicht einwerfen, daß die Kirche einen Abscheu habe vor Blut; ecclesia abhorret a sanguine," fügte er bei. Aber merken Sie dieß wohl, meine lieben Brüder: der Theolog sagt nicht, vor **welchem** Blute die Kirche einen Abscheu habe, und ich möchte einen Ochsen gegen ein Ei wetten, daß er jedenfalls nicht von Ketzerblut sprechen wollte. In der That: Fons malus, corruptorum sanguis hereticorum autem pessimus!*) Und dann ein anderes Argument, meine Brüder; ich habe gesagt: die Kirche! Aber wir sind nicht bloß die Kirche. Bruder Monsoreau, der eben erst so beredt gesprochen, trägt, ich bin davon überzeugt, sein Oberjägermeistermesser im Gürtel. Bruder La Hurière handhabt den Spieß mit Leichtig-

*) „Eine schlechte Quelle, das Blut verderbter Ketzer, aber die schlechteste." D. Ueb.

keit: Veru agreste, lethiferum tamen instrumentum.*)

„Ich selbst, der ich mit Ihnen spreche, meine Brüder, ich Jacques-Nepomucène Gorenflot, ich trage die Muskete im Felde, und habe Hugenotten in ihrer Predigt verbrannt. Dieß war für mich eine genügende Ehre, und das Paradies konnte mir gar nicht entgehen. Ich glaubte es wenigstens, als man plötzlich in meinem Gewissen einen Zweifel entstehen ließ: die Hugenotinnen waren, bevor sie verbrannt wurden, ein wenig geschändet worden. Es scheint, daß dieß die gute Handlung verderbte, wenigstens wie mir mein Beichtvater gesagt hat. Daher hab' ich mich beeilt, in einen Orden zu treten, und um den Flecken auszuwischen, den die Ketzer in mir zurückgelassen, hab' ich von diesem Momente an gelobt, den Rest meiner Tage in der Enthaltsamkeit zu verleben, und nur mehr gute Katholiken zu besuchen."

Dieser zweite Theil der Rede des Redners, hatte keinen mindern Erfolg, als der erste, und Jedermann schien die Mittel zu bewundern, deren sich der Herr bedient hatte, um die Bekehrung des Bruders Gorenflot zu bewerkstelligen.

„Es bleibt uns noch übrig," fuhr Chicot fort, „von den Anführern zu sprechen, die wir uns gegeben haben, und über die, wie mir armen unwürdigen Bruder der

*) „Ein ländlicher Spieß, dennoch ein tödtliches Werkzeug."
D. Ueb.

Congregation der heiligen Genoveva dünkt, sich etwas sagen läßt. Gewiß ist es schön, und vorzüglich vorsichtig, sich bei Nacht unter einer Mönchskutte einzuschleichen, um Bruder Gorenflot predigen zu hören; aber es scheint mir, daß die Pflicht solcher Mandatare sich nicht hierauf beschränken solle. Eine so große Vorsicht giebt jenen verfluchten Hugenotten Stoff zum Lachen, die im Grunde wüthend sind, wenn es sich um Degenstiche handelt. Ich trage also darauf an, daß wir ein Benehmen beobachten, das muthiger Leute, wie wir sind, oder vielmehr scheinen wollen, würdiger sey. Was wünschen wir? Die Vertilgung der Ketzerei... Wohlan! aber... dieß schreit man auf allen Dächern aus, dünkt mir. Ziehen wir nicht durch die Straßen von Paris wie eine heilige Prozession, unsere schöne Haltung und unsere guten Partisanen zur Schau stellend, nicht wie nächtliche Diebe, die bei jedem Kreuzwege schauen, ob nicht die Scharwache komme. Aber wer ist der Mann, der das Beispiel geben wird? Fragen Sie. Wohlan! ich werde es seyn, ich, Jacques-Nepomucène Gorenflot, ich, der unwürdige Bruder vom Orden der heiligen Genoveva, der demüthige und arme Almosensammler dieses Klosters, ich werde es seyn, und, den Küraß auf dem Rücken, die Sturmhaube auf dem Kopfe, und die Muskete auf der Schulter, wenn es seyn muß, an der Spitze der guten Katholiken marschiren, die mir werden folgen wollen, und zwar werde ich es thun, wär's auch nur, um Anführer erröthen zu machen, die

sich verstecken, wie wenn es sich, die Kirche vertheidigend, darum handelte, irgend eine Metze im Streite zu unterstützen."

Der Schluß von Chicot's Rede, der den Gesinnungen von vielen Mitgliedern der Ligue entsprach, welche die Nothwendigkeit nicht einsahen, auf einem anderen Wege zum Ziele zu schreiten, als auf dem Wege, auf welchem sechs Jahre früher die Bartholomäusnacht die Bahn gebrochen hatte, und durch die Langsamkeit der Anführer zur Verzweiflung gebracht wurden, entzündete das heilige Feuer in allen Herzen, und mit Ausnahme von drei Capuzen, welche stumm blieben, begann die Versammlung einstimmig zu rufen: „Es lebe die Messe! Heil dem tapfern Bruder Gorenflot! die Prozession! die Prozession!"

Der Enthusiasmus war um so energischer aufgestachelt, als dieß das erstemal war, daß der Eifer des würdigen Bruders in einem solchen Lichte erschien. Bisher hatten seine vertrautesten Freunde ihn zwar in die Zahl der Eiferer gereihet, allein jener Eiferer, welche das Gefühl der Selbsterhaltung in die Grenzen der Vorsicht bannte. Gerade im Gegentheile stürzte sich Bruder Gorenflot aus dieser Mittelfarbe, worin er geblieben, plötzlich kriegsgerüstet am hellen Tage auf die Kampfbahn; dieß war eine große Ueberraschung, die eine mächtige Wiederherstellung seines Rufes veranlaßte, und Einige, in ihrer um so größeren Bewunderung, je unvermutheter sie war, stellten in ihrem Innern Bru-

der Gorenflot, den Prediger der ersten Prozession, auf gleiche Höhe mit Peter dem Eremiten, der den ersten Kreuzzug gepredigt hatte. Zum Glücke oder zum Unglücke für Denjenigen, der diese Exaltation erregte, lag es nicht im Plane der Anführer, ihren freien Lauf zu lassen. Einer von den drei schweigsamen Mönchen neigte sich zum Ohre des Mönchleins, und des Knaben Flötenstimme erschallte alsogleich unter den Gewölben, dreimal rufend: „Meine Brüder, die Stunde des Fortgehens ist gekommen, die Sitzung ist aufgehoben."

Die Mönche standen lärmend auf, gelobten einhellig, bei der nächsten Sitzung die von dem tapfern Bruder Gorenflot beantragte Prozession zu verlangen, und gingen langsam dem Thore zu. Viele hatten sich der Kanzel genähert, um den Bruder Almosensammler bei dem Herabsteigen von dieser Tribune zu beglückwünschen, auf deren Höhe er einen so großen Erfolg erreicht hatte. Chicot jedoch, erwägend, daß seine Stimme, aus welcher er einen leichten gascognischen Accent nie hatte entfernen können, in der Nähe gehört, daß ferner sein Leib, der in der senkrechten Linie um gute sechs bis acht Zoll höher war, als Bruder Gorenflot, welcher in der Meinung seiner Zuhörer, vorzüglich aber moralischerweise, größer geworden war, in der Nähe gesehen, irgend ein Erstaunen erregen könnte, Chicot jedoch, sagen wir, hatte sich auf die Knie geworfen, und schien wie Samuel in ein Gespräch unter vier Augen mit Gott vertieft. Man hielt also seine Seelenentrückung

in Ehren, und Jeder ging dem Ausgange mit einer Aufgeregtheit zu, welche Chicot unter der Capuze, in deren Falten er Oeffnungen für seine Augen angebracht hatte, sehr ergötzte. Chicot's Zweck war jedoch beinahe verfehlt. Was ihn bewogen, den König Heinrich III. zu verlassen, ohne ihn um Erlaubniß zu bitten, war der Anblick des Herzogs von Mayenne. Was ihn bewogen nach Paris zurückzukehren war der Anblick von Nicolas David. Chicot hatte zwar, wie gesagt, ein doppeltes Rachegelübde gethan; allein er war ein gar winziger Kumpan, um sich an einen Prinzen aus dem Hause Lothringen zu wagen, oder er mußte, um es ungestraft zu thun, die Gelegenheit lange und geduldig erwarten. Anders war es in Bezug auf Nicolas David, der nur ein einfacher normannischer Advocat war, freilich ein sehr abgedrehter Schlaukopf, welcher Soldat gewesen, bevor er Advocat geworden, und Fechtmeister, während er Soldat war. Allein, ohne Fechtmeister zu seyn, wähnte Chicot, den Raufdegen ziemlich gut zu handhaben; die große Frage für ihn war also, seinen Feind zu erreichen, und, einmal erreicht, stellte Chicot, wie die alten tapfern Helden der Vorzeit, sein Leben unter den Schutz seines Rechtes und seines Degens.

Chicot betrachtete sohin alle Mönche, die nach einander fortgingen, um unter diesen Mönchskutten und Capuzen wo möglich die lange und dünne Gestalt von Meister Nicolas zu erkennen, als er plötzlich gewahrte,

daß jeder Mönch bei dem Austritte einer gleichen Untersuchung unterworfen wurden, wie er sie bei dem Eintritte bestanden hatte, und, irgend ein Zeichen aus seiner Tasche ziehend, sein exeat*) vom Bruder Pförtner nur nach der Besichtigung dieses Zeichens erhielt. Chicot glaubte anfangs, sich getäuscht zu haben, und blieb einen Augenblick im Zweifel; doch dieser Zweifel wurde bald in eine Gewißheit verwandelt, welche einen kalten Schweiß aus Chicot's Haarwurzeln quellen machte.

Bruder Gorenflot hatte ihm zwar das Zeichen angegeben, vermittelst dessen man eintreten konnte, aber er hatte vergessen, ihm das Zeichen zu zeigen, das ihm den Austritt zu verschaffen vermochte.

Siebentes Kapitel.

Wie Chicot, in der Kirche der Abtei zu bleiben gezwungen, Dinge sah und hörte, die zu sehen und zu hören sehr gefährlich war.

Chicot beeilte sich, von der Kanzel herabzusteigen, und sich unter die letzten Mönche zu mischen, um wo möglich das Zeichen zu erkennen, vermittelst dessen man die Straße erreichen konnte, und dieses Zeichen sich zu verschaffen, wenn es noch Zeit dazu wäre. In der That erkannte Chicot, nachdem er die Säumigen eingeholt, und den Kopf über alle Köpfe gestreckt hatte,

*) „Er gehe hinaus.“ D. Ueb.

daß das Austrittszeichen ein sternförmig geschnittener Heller*) war.

Unser Gascognier trug eine beträchtliche Zahl von Hellern in seiner Tasche, aber leider hatte Keiner diese um so ungewöhnlichere Form, als sie dieses auf solche Art verstümmelte Geldstück vom Münzverkehre für immer ausschloß. Chicot durchschaute die Lage mit einem Blicke. An dem Thore angekommen, unvermögend, seinen sternförmigen Heller vorzuweisen, würde er als ein unächter Bruder erkannt; dann war Chicot, da die Nachforschungen für Meister Chicot, den Narren des Königs, — ein Amt, das ihm viele Privilegien im Louvre und in den andern Schlössern verlieh, die aber in der Abtei Sainte-Geneviève, und vorzüglich unter solchen Umständen, viel von ihrem Zauber verloren, — in einer Iltisfalle gefangen; er erreichte das Dunkel eines Pfeilers, und duckte sich in den Winkel eines Beichtstuhles, der sich mit dem Rücken an die Ecke dieses Pfeilers lehnte.

„Und dann,“ sagte Chicot bei sich, „wenn ich mich in's Verderben stürze, stürze ich auch die Sache meines Schwachkopfsouverains in's Verderben, den zu lieben ich die Dummheit begehe, obgleich ich ihm fortwährend Sottisen mache, und Injurien sage. Sicher wäre es besser gewesen, in den Gasthof zum Fruchthorne zurück-

*) Denier, der zwölfte Theil eines Sou.

D. Ueb.

zukehren, und wieder zu Gorenflot zu kommen; aber an das Unmögliche ist Niemand gebunden."

Und immer so mit sich selbst sprechend, das heißt: mit dem Sprecher, der am meisten dabei interessirt war, kein Wort von dem auszuplaudern, was er sagte, zwängte sich Chicot nach Möglichkeit zwischen den Winkel seines Beichtstuhles und die Gesimse seines Pfeilers. Dann hörte er den Chorknaben vom Vorplatze der Kirche rufen: „Ist Niemand mehr da? Man schließt die Thüren."

Keine Stimme antwortete. Chicot streckte den Hals, und sah wirklich die Capelle leer, mit Ausnahme der drei noch mehr als früher eingekutteten Mönche, die auf den Chorstühlen saßen, welche man ihnen in die Mitte der Emporkirche gebracht hatte.

„Gut," sagte Chicot, „woferne man nur nicht die Fenster schließt, das ist Alles, was ich verlange."

„„Halten wir Rundschau,"" sagte der Chorknabe zum Bruder Pförtner.""

„Ventre de biche!" äußerte Chicot, „das ist ein Mönchlein, das ich in meinem Herzen trage."

Der Bruder Pförtner zündete eine Kerze an, und begann, vom Chorknaben gefolgt, den Rundgang durch die Kirche zu machen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Der Bruder Pförtner und seine Kerze, mußten auf vier Schritte von Chicot vorübergehen, der ohne weiters entdeckt werden mußte. Chicot drehte sich geschickt um den Pfeiler herum, immer im Dunkel nach

dem Maße der Wendung desselben verweilend, und den nur mit einem Drücker verschlossenen Beichtstuhl öffnend, schlüpfte er in das längliche Gehäuse, dessen Thüre er hinter sich zumachte, nachdem er sich auf den Sitz gesetzt hatte. Der Bruder Pförtner und das Mönchlein gingen auf vier Schritte von da vorüber, und Chicot sah wie das Kerzenlicht, welches ihnen leuchtete, durch das geschnitzte Gitter auf seinem Gewande wiederstrahlte.

„Was Teufels!“ sagte Chicot bei sich, „dieser Bruder Pförtner, dieses Mönchlein und diese drei Mönche, werden doch nicht ewig in der Kirche bleiben; wenn sie fort sind, werde ich die Stühle auf die Bänke thürmen, Pelion [1]) auf Ossa [2]), wie Herr Ronsard sagt, und durch das Fenster hinausgehen.“

„Ah! ja, durch das Fenster,“ fuhr Chicot fort, sich selbst antwortend; „aber, durch das Fenster hinausgegangen, werde ich mich im Hofe befinden, und der Hof ist nicht die Straße. Ich glaube, das es besser ist, wenn ich die Nacht im Beichtstuhle zubringe. Gorenflot's Kleid ist warm; dieß wird eine minder heidnische Nacht seyn, als jene, die ich anderswo verlebt hätte, und meinem Seelenheile nützen.“

„„Lösch die Lampen aus,“ sagte der Chorknabe, „damit man von Aussen wohl sehe, daß die geistliche Versammlung beendigt ist.““

Der Pförtner löschte vermittelst eines ungeheuern

---

[1]) und [2]) Zwei Berge in Thessalien. D. Ueb.

Löschhornes das Licht der beiden Lampen im Schiffe der Kirche aus, welches dadurch von einem Grabesdunkel umhüllt wurde; dann jene der Emporkirche. Dann, nach dem Lichte, erlosch auch das Getöse. Die Glocke schlug Mitternacht.

„Ventre de biche!" sagte Chicot," um Mitternacht in einer Kirche! wäre mein Sohn Heinrichchen an meiner Stelle, der hätte eine gewaltige Furcht. Zum Glücke haben wir ein minder furchtsames Temperament. Nun Chicot, mein Freund, guten Abend und gute Nacht!"

Und nachdem er selbst diesen Wunsch an sich gerichtet, machte sich's Chicot in seinem Beichtstuhle so bequem als möglich, schob den inwendigen Riegel vor, um zu Hause zu seyn, und schloß die Augen.

Es mochten beiläufig zehn Minuten verflossen seyn, daß seine Augenlieder zugefallen waren, und sein Geist, durch die ersten Dünste des Schlafes beunruhiget, in diesem geheimnißvollen Wogen, das die Dämmerung der Denkkraft bildet, eine Menge unklarer Figuren schweben sah, als plötzlich ein heller Schlag, einer kupfernen Glocke entdröhnend, durch die Kirche bebte, und zitternd in den Tiefen sich verlor.

„Potztausend!" sagte Chicot, die Augen wieder öffnend, und die Ohren spitzend: „Was soll dieß bedeuten?"

Zu gleicher Zeit entzündete sich wieder die Lampe der Emporkirche bläulich, und erleuchtete mit ihrem ersten Wiederstrahle eben jene drei Mönche, die noch immer auf der nämlichen Stelle, und mit derselben Un-

beweglichkeit nebeneinander saßen. Chicot war von einer gewissen abergläubischen Furcht nicht ausgenommen; so muthig unser Gascognier auch war, so gehörte er doch seiner Zeit an, und seine Zeit war jene fantastischer Ueberlieferungen und schrecklicher Legenden. Er machte ganz stille das Zeichen des Kreuzes, ganz leise murmelnd: „Vade retro, Satanas!“ *)

Als aber die Lichter auf das Zeichen unserer Erlösung nicht erloschen, was sie zu thun nicht ermangelt hätten, wenn sie höllische Lichter gewesen wären; als die drei Mönche trotz dem vade retro auf ihren Plätzen blieben, begann der Gascognier zu glauben, daß er es nur mit natürlichen Lichtern zu thun habe, und wenn nicht mit wirklichen Mönchen, wenigstens mit Personen von Fleisch und Knochen. Chicot schüttelte sich deßwegen nicht weniger, von jenem Schauder des Menschen erfaßt, welcher erwacht, im Vereine mit dem Beben des Menschen, der sich fürchtet.

In diesem Momente hob sich eine von den Steinplatten der Emporkirche langsam empor, und blieb auf ihrer schmalen Kante aufrecht. Eine graue Capuze erschien am Rande der schwarzen Oeffnung, dann ein vollständiger Mönch; der auf den Marmorboden trat, während die Steinplatte hinter ihm sich wieder sachte schloß. Bei diesem Anblicke vergaß Chicot den eben gemachten Versuch, und hörte auf, Vertrauen auf die Beschwörung

---

*) „Weiche zurück, Satan!“ D. Ueb.

zu hegen, die er für unfehlbar hielt. Seine Haare sträubten sich auf seinem Kopfe, und er bildete sich einen Augenblick ein, daß alle Priore, Aebte und Decane von Sainte-Geneviève, seit Opfat, gestorben im J. 533, bis auf Pierre Boudin, den Vorfahren des gegenwärtigen Superiors, aus ihren in der Gruft, worin ehedem die Reliquien von Sainte-Geneviève schlummerten, befindlichen Gräbern erständen, und nach dem ihnen gegebenen Beispiele, die Steinplatten der Emporkirche mit ihren knochigen Schädeln emporheben würden. Aber dieser Wahn dauerte nicht lange.

„Bruder Monsoreau," sagte Einer von den drei Mönchen der Emporkirche zu jenem, der auf eine so seltsame Weise erschienen war: „ist derjenige angekommen, den wir erwarten?"

„„Ja, Messeigneurs,"" antwortete der Gefragte, „„und er wartet.""

„Oeffnen Sie ihm die Thüre, er möge zu uns kommen!"

„Gut!" sagte Chicot, „es scheint, daß die Comödie zwei Aufzüge hat, und ich erst den Ersten spielen sah. Zwei Aufzüge! Eine schlechte Eintheilung." Und immer mit sich selbst spassend, empfand Chicot hierüber dennoch einen letzten Schauder, welcher tausend spitzige Nadeln aus dem hölzernen Stuhle, auf dem er saß, emporzutreiben schien.

Inzwischen stieg Bruder Monsoreau von einer der Stufen herab, die vom Schiffe der Kirche in die Em-

porkirche führten, und öffnete die Broncethüre, welche in die zwischen den beiden Treppen befindliche Gruft führte. Zu gleicher Zeit schlug der mittlere Mönch seine Capuze zurück, und wies die große Schramme, ein edles Zeichen, an dem die Pariser mit so vieler Wonnetrunkenheit denjenigen erkannten, der bereits für den Helden der Katholiken galt, in Erwartung, ihr Märtyrer zu werden.

„Der große Heinrich von Guise in Person, der Nämliche, den Seine sehr schwachköpfige Majestät bei der Belagerung von La Charité beschäftiget wähnen. Ah! nun begreif' ich. Jener, der zu seiner Rechten sitzt, und die Anwesenden gesegnet hat, ist der Cardinal von Lothringen, während jener zu seiner Linken, der mit diesem Knirpse von einem Chorknaben sprach, Monseigneur von Mayenne ist mein Freund, aber wo unter allen diesen ist Meister Nicolaus David?“

In der That, wie zur unmittelbaren Bestätigung von Chicot's Vermuthungen, wurde die Capuze des Mönches zur Rechten, und die Capuze des Mönches zur Linken zurückgeschlagen, und der intelligente Kopf, die breite Stirne und das durchdringende Auge des berühmten Cardinals, und das unendlich gemeinere Gesicht des Herzogs von Mayenne sichtbar.

„Ah! ich erkenne Dich, wenig heilige aber sehr sichtbare Dreieinigkeit,“ sagte Chicot. „Wir wollen nun sehen, was Du thun wirst, ich bin ganz Auge. Wir wollen nun sehen, was Du sprechen wirst, ich bin ganz Ohr.“

Gerade in diesem Augenblicke war Herr von Monsoreau an der eisernen Gruftthüre angekommen, die sich vor ihm öffnete.

„Glaubten Sie, daß er kommen würde?“ fragte der Geschrammte seinen Bruder, den Cardinal.

„Nicht nur glaubte ich dieß,“ erwiederte dieser, „sondern war auch dessen so gewiß, daß ich unter meinem Gewande Alles habe, was ich brauche, um das heilige Salbungsfläschchen zu ersetzen.“

Und Chicot, ziemlich nahe bei der Dreieinigkeit, wie er sie nannte, um Alles zu sehen und Alles zu hören, sah bei dem schwachen Schimmer der Lampe der Emporkirche eine Büchse von vergoldetem Silber mit erhaben getriebener Arbeit.

„Ei,“ sagte Chicot, „es scheint, daß man Jemand salben will. Ich habe schon längst gewünscht, eine Salbung zu sehen, wie sich's nur so trifft!“

Während dieser Zeit kamen etwa zwanzig Mönche, deren Köpfe unter ungeheuern Capuzen vergraben waren, aus der Gruftthüre, und nahmen im Schiffe der Kirche Platz. Ein Einziger, vom Herrn von Monsoreau geführt, stieg die Treppe der Emporkirche hinauf, und setzte sich zur Rechten der Herren von Guise in einen Chorstuhl, oder blieb vielmehr auf der Stufe dieses Chorstuhles stehen. Der wieder erschienene Chorknabe empfing ehrfurchtsvoll die Befehle des Mönches zur Rechten, und verschwand.

Der Herzog von Guise ließ seinen Blick über diese

um fünf Sechstel minder zahlreiche Versammlung, als die erste, hinschweifen, welche folglich, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Ausschußversammlung war, und sprach nach gewonnener Ueberzeugung, daß nicht nur Jedermann ihn anhörte, sondern auch mit Ungeduld anhörte: „Freunde, die Zeit ist kostbar; ich gehe also gerade auf's Ziel los. Sie haben so eben, vermuth' ich, da Sie der ersten Versammlung beiwohnten, aus dem Vortrage einiger Mitglieder der katholischen Ligue die Beschwerden jener der Verbündung vernommen, welche Einen der Ersten unter uns, den Prinzen, der dem Throne am Nächsten steht, der Kälte und selbst der Böswilligkeit beschuldigen. Der Augenblick ist gekommen, diesem Prinzen unsere Schuld der Ehrfurcht und Gerechtigkeit zu tilgen. Sie werden ihn selbst hören, und urtheilen, Sie, denen es am Herzen liegt, den ersten Zweck der heiligen Ligue zu erfüllen, ob Ihre Anführer jene Vorwürfe über Kälte und Unthätigkeit verdienen, die so eben erst von einem der Brüder der heiligen Ligue, den in unser Geheimniß einzuweihen wir nicht für geeignet hielten, vom Mönche Gorenflot gemacht worden sind.“

Bei diesem Namen, vom Herzoge von Guise mit einem Tone ausgesprochen, welcher seine bösen Gesinnungen gegen das kriegerische Mitglied der Congregation der heiligen Genoveva verrieth, konnte Chicot in seinem Beichtstuhle sich nicht enthalten, einer Heiterkeit sich hinzugeben, die, obgleich stumm, deßwegen nicht

minder ungeeignet war, im Hinblicke auf die vornehmen Personen als Gegenstand derselben.

„Meine Brüder," fuhr der Herzog fort, „der Prinz, dessen Mitwirkung man uns versprochen, der Prinz, dessen, ich will nicht sagen Gegenwart, sondern auch nur einfachen Beitritt, wir kaum zu hoffen wagten, meine Brüder, der Prinz ist hier."

Alle Blicke fielen neugierig auf den Mönch zur Rechten der drei Lothringischen Prinzen, der auf der Stufe des Chorstuhles stand.

„Monseigneur," sagte der Herzog von Guise, zu demjenigen gewendet, welcher für den Augenblick der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, „der Wille Gottes scheint mir offenbar, daß, weil Sie eingewilliget haben, zu uns zu kommen, wir recht gethan haben, das zu thun, was wir thaten. Nun eine Bitte, Hoheit: schlagen Sie Ihre Capuze zurück, damit Ihre Getreuen mit ihren eigenen Augen sehen, daß Sie das Versprechen halten, welches wir ihnen in Ihrem Namen gemacht haben, ein so schmeichelhaftes Versprechen, daß sie nicht daran zu glauben wagten."

Die geheimnißvolle Person, welche Heinrich von Guise also angesprochen hatte, fuhr mit der Hand nach ihrer Capuze, die sie über ihre Schultern zurückschlug, und Chicot, der unter dieser Mönchskutte irgend einen Lothringischen Fürsten zu finden erwartete, von dem er niemals sprechen gehört, sah mit Erstaunen den Kopf

des Herzogs von Anjou erscheinen, so blaß, daß er bei dem Schimmer dieser Grabeslampe einer Marmorstatue anzugehören schien.

„O! o!" sagte Chicot, „unser Bruder von Anjou! Er wird also des Thronspieles mit den Köpfen Anderer nicht überdrüssig?"

„Es lebe Monseigneur der Herzog von Anjou!" riefen alle Anwesenden.

Franz wurde noch blässer, als er war.

„Fürchten Sie nichts, Monseigneur," äußerte Heinrich von Guise, „diese Capelle ist taub, und ihre Thüren sind gut verschlossen."

„Glückliche Vorsichtsmaßregel," sagte Chicot bei sich.

„Meine Brüder," sagte der Graf von Monsoreau, „Seine Hoheit verlangen, einige Worte an die Versammlung zu richten."

„Ja, ja, der Prinz möge sprechen," riefen alle Stimmen, „wir hören an."

Die drei Lothringischen Prinzen wendeten sich zum Herzoge von Anjou, und verbeugten sich vor ihm. Der Herzog von Anjou stützte sich auf den Arm des Chorstuhles; man hätte meinen sollen, er würde zu Boden stürzen.

„Meine Herren," sagte er mit einer so dumpf zitternden Stimme, daß man die Worte, welche er anfangs sprach, kaum verstehen konnte; „meine Herren, ich glaube, daß Gott, der oft hinsichtlich der Angelegenheiten dieser Welt gefühllos und taub scheint, im

Gegentheile seine durchdringenden Blicke beständig auf uns gerichtet hält, und so dem Anscheine nach stumm und unbekümmert nur deßhalb bleibt, um eines Tages durch einen Hauptschlag den Unordnungen abzuhelfen, welche die thörichte Ehrsucht der Sterblichen verursacht."

Der Anfang der Rede des Herzogs war, wie sein Charakter, ziemlich dunkel, daher Jeder erwartete, daß ein wenig Licht auf die Gedanken Seiner Hoheit herableuchte, um sie zu mißbilligen, oder beifällig zu billigen. Der Herzog fuhr mit einer etwas zuversichtlicheren Stimme fort:

„Auch ich habe die Augen auf diese Erde geworfen, und unvermögend, mit meinem schwachen Blicke ihre ganze Oberfläche zu übersehen, sie auf Frankreich verweilen lassen. Was hab' ich dann in diesem ganzen Königreiche gesehen? Die heilige Religion Christi in ihren erhabenen Grundfesten erschüttert, und die wahren Diener Gottes zerstreuet und geächtet. Dann bin ich in die Tiefen des seit zwanzig Jahren durch die Ketzereien geöffneten Abgrundes gedrungen, welche den Glauben unter dem Vorwande untergraben, sicherer zu Gott zu gelangen, und meine Seele ist, wie jene des Propheten, mit Schmerzen überhäuft worden."

Ein Beifallsgemurmel lief durch die Versammlung. Der Herzog hatte seine Sympathie für die Leiden der Kirche ausgesprochen, was bereits eine Kriegserklärung gegen diejenigen war, die der Kirche Leiden verursachten.

„Inmitten dieser tiefen Betrübniß geschah es," fuhr der Prinz fort, „daß das Gerücht zu mir drang, mehrere vornehme Edelleute, gottesfürchtige Freunde der Sitten unserer Vorfahren, versuchten den erschütterten Altar zu befestigen. Ich schaute um mich her, und es dünkte mir, daß ich schon dem jüngsten Gerichte beiwohnte, und daß Gott die Verdammten und die Auserwählten in zwei Theile geschieden habe. Auf der einen Seite standen jene, und ich fuhr mit Abscheu zurück; auf der andern waren die Auserwählten, und ich bin gekommen, mich in ihre Arme zu werfen. Meine Brüder, hier bin ich."

„Amen!" sagte Chicot ganz leise.

Aber dieß war eine überflüssige Vorsichtsmaßregel: Chicot hätte ganz laut antworten können, und seine Stimme wäre inmitten des Beifallklatschens und der Bravo's nicht gehört worden, die bis zu den Wölbungen der Capelle emporrauschten.

Die drei Lothringischen Prinzen, nachdem sie das Zeichen dazu gegeben, ließen die Ausbrüche sich beschwichtigen; dann sagte der Cardinal, der Nächste neben dem Herzoge, indem er sich noch einen Schritt näherte, zu ihm:

„Sind Sie ganz aus freiem Willen zu uns gekommen, Prinz?"

„Ganz aus freiem Willen, mein Herr."

„Wer hat Sie von dem heiligen Geheimnisse in Kenntniß gesetzt?"

„Mein Freund, ein eifriger Mann für die Religion, der Herr Graf von Monsoreau.“

„Nun,“ sagte der Herzog von Guise, „nun, da Eure Hoheit ein Mitglied von uns sind, wollen Monseigneur die Güte haben, uns zu sagen, was Sie für das Wohl der heiligen Ligue zu thun gedenken.“

„Ich gedenke, der katholisch-apostolisch-römischen Religion in allen ihren Erfordernissen zu dienen,“ antwortete der Neubekehrte.

„Ventre de biche!“ sagte Chicot, „das sind, bei meiner Seele, recht dumme Leute, sich zu verstecken, um solche Sachen zu sagen. Prozessionen, Kasteiungen, Ausrottungen von Ketzereien wie in Rom, Reisbündel und Auto-da-Fès, wie in Flandern und in Spanien. Doch dieß ist das einzige Mittel für diesen guten Prinzen, Kinder zu bekommen. Corboeuf! Ich habe Lust, aus meinem Beichtstuhle herauszugehen, und mich auch vorzustellen, so sehr hat dieser liebe Herzog von Anjou mich gerührt! Fahr fort, würdiger Bruder Seiner Majestät, vornehmer Schwachkopf, fahr fort! . . .“

Und der Herzog von Anjou, wie wenn er diese Ermuthigung vernommen hätte, fuhr wirklich fort. „Aber,“ sagte er, „das Interesse der Religion ist nicht das einzige Ziel, welches die Edelleute sich vorstecken sollen. Was mich betrifft, ich habe ein anderes gesehen.“

„Potztausend!“ äußerte Chicot, „auch ich bin Edelmann; dieß interessirt mich also, wie die Uebrigen; sprich, von Anjou, sprich!“

„Monseigneur, man hört Eure Hoheit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an,“ sagte der Cardinal von Guise.

„Und unsere Herzen schlagen, Sie anhörend, hoffnungsvoll,“ sagte Herr von Mayenne.

„Ich werde mich also erklären,“ erwiederte der Herzog von Anjou, mit seinem besorgten Blicke die finsteren Räume der Capelle durchspähend, wie um sich zu versichern, daß seine Worte in Ohren fielen, würdig, das Anvertrauen zu empfangen.

Herr von Monsoreau begriff die Besorgniß des Prinzen, und beruhigte ihn durch ein Lächeln, und durch einen der bedeutungsvollsten Blicke.

„Nun aber, wenn ein Edelmann an das gedacht hat, was er Gott schuldet,“ fuhr der Herzog von Anjou fort, unwillkürlich die Stimme sinken lassend, „dann denkt er an sein ...“

„Parbleu! an seinen König,“ flüsterte Chicot; „das versteht sich.“

„An sein Land,“ sagte der Herzog von Anjou, „und er frägt sich, ob sein Land sich auch wirklich all' der Ehre und all' des Wohlergehens erfreue, woran es Theil zu haben bestimmt war; denn ein guter Edelmann findet seine Vortheile zunächst in Gott, und dann in dem Lande, dessen Sohn er ist.“

Die Versammlung applaudirte heftig.

„Wohlan,“ sagte Chicot, „und der König? Es ist also von diesem armen Monarchen keine Rede mehr?

Und ich glaubte doch, wie es auf der Pyramide von Juvisy geschrieben steht, daß man immer sagte: Gott, die Ehre und die Damen!"

„Ich frage mich also," fuhr der Herzog von Anjou fort, dessen hervorspringende Augenknochen nach und nach eine fieberhafte Röthe belebte, „ich frage mich also, ob mein Land sich des Friedens und des Glückes erfreue, wie dieses so süsse und so schöne Land es verdient, das man Frankreich nennt, und ich sehe mit Schmerzen, daß es nicht so ist. In der That, meine Brüder, es zerren am Staate verschiedene Willensmeinungen und Ansichten, Alle gleichmächtig. Durch die Schwachheit eines höheren Willens, der, uneingedenk der Pflicht, nur für das Wohl seiner Unterthanen zu herrschen, jenes königlichen Grundsatzes nur in launenhaften Zwischenräumen, und immer so verkehrt, sich erinnert, daß seine energischen Handlungen nur Statt finden, um das Böse zu thun, so muß man ohne allen Zweifel dieses Unglück dem verhängnißvollen Geschicke Frankreichs, oder der Verblendung seines Oberhauptes beimessen. Allein obgleich wir die wahre Quelle davon nicht wissen, oder nur vermuthen, so ist das Unglück deßhalb nicht minder wirklich, und ich klage hiewegen entweder die von Frankreich gegen die Religion begangenen Verbrechen an, oder die von gewissen falschen Freunden des Königes, vielmehr vom Könige selbst, verübten Gottlosigkeiten. Daher kommt es, meine Herren, daß ich, in dem einen wie in dem andern

Falle, als Diener des Altares und des Thrones, mich zu jenen gesellen mußte, welche durch alle Mittel die Ausrottung der Ketzerei, und das Verderben der treulosen Räthe erstreben. Dieß ist's, meine Herren, was ich für die Ligue thun will, indem ich mit Ihnen mich verbünde."

„O! o!" murmelte Chicot mit vor Erstaunen starrenden Augen; „da ragt ein Ohrläppchen hervor, und, wie ich es anfangs geglaubt hatte, ist's kein Eselsohr, sondern ein Fuchsohr."

Dieser Redeeingang des Herzogs von Anjou, der unsern Lesern ein wenig lang geschienen haben kann, da sie durch drei Jahrhunderte von der Politik jener Zeit getrennt sind, hatte die Anwesenden dergestalt interessirt, daß die Meisten dem Prinzen sich näherten, um nicht eine Silbe jener Rede zu verlieren, die mit einer in dem Maße immer undeutlicheren Stimme gehalten wurde, als der Sinn der Worte deutlicher zu werden begann.

Der Anblick wurde nun sonderbar. Die Anwesenden, fünf= bis sechsunddreißig an der Zahl, mit zurückgeschlagenen Capuzen, ließen edle, kühne, belebte, von Neugier strahlende Gesichter sehen; sie gruppirten sich unter dem Schimmer der einzigen Lampe, welche noch die Scene erleuchtete. Große Schatten lagerten sich in allen andern Theilen des Tempels, die, so zu sagen, dem Drama, welches auf einem einzigen Punkte spielte, fremd zu seyn schienen. Inmitten der Gruppe

erkannte man das bleiche Antlitz des Herzogs von Anjou, dessen Stirnknochen die tiefliegenden Augen verbargen, und dessen Mund, wenn er sich aufthat, die weite Mundöffnung eines Todtenkopfes zu seyn schien.

„Monseigneur," sagte der Herzog von Guise, „Eurer Hoheit für die so eben gesprochenen Worte dankend, glaub' ich, Ihnen eröffnen zu müssen, daß Sie von ergebenen Männern umringt sind, nicht bloß den von Ihnen so eben erklärten Grundsätzen ergeben, sondern auch der Person Eurer Königlichen Hoheit selbst, wovon, sollten Sie daran zweifeln, der Fortgang dieser Sitzung Sie noch energischer überzeugen könnte, als Sie selbst denken."

Der Herzog von Anjou verbeugte sich, und warf, sich wieder erhebend, einen besorgten Blick auf die Versammlung.

„O! o!" murmelte Chicot, „entweder täusche ich mich, oder Alles, was wir bisher gesehen haben, war nur eine Einleitung, und irgend etwas Wichtigeres wird hier vor sich gehen, als alle die Albernheiten, die man bis jetzt gesagt und gethan hat."

„Monseigneur," sagte der Cardinal, dem der Blick des Prinzen nicht entgangen war, „wenn Eure Hoheit etwa irgend eine Besorgniß hegten, würden die blossen Namen derjenigen, die in diesem Augenblicke Sie umgeben, Sie beruhigen, hoff' ich. Hier sind der Herr Gouverneur von Aunis, Herr von Entragues der Jüngere, Herr von Ribeirac und Herr von Livarot, junge

Edelleute, welche Eure Hoheit vielleicht kennen, und die eben so muthig als loyal sind. Hier sind noch der Herr Vicedom von Castillon, der Herr Baron von Lusignan, die Herrn Crucé und Leclerc, Alle voll Vertrauen auf die Weisheit Eurer Königlichen Hoheit, und glücklich, unter Ihren Auspicien an die Emancipation der heiligen Religion und des Thrones zu schreiten. Wir werden also dankbar die Befehle empfangen, welche Sie uns werden ertheilen wollen."

Der Herzog von Anjou schien eine Regung des Hochmuthes nicht zu verhehlen. Diese Guises, so stolz, daß man sie nie hatte beugen können, sprachen vom Gehorchen.

Der Herzog von Mayenne versetzte: „Sie sind durch Ihre Geburt, durch Ihre Weisheit, Monseigneur, das natürliche Oberhaupt der heiligen Union, und von Ihnen müssen wir erfahren, welches Benehmen hinsichtlich jener falschen Freunde des Königs zu beobachten sey, von denen wir so eben sprachen."

„Nichts Leichteres," antwortete der Prinz mit jener Art fieberhafter Exaltation, welche bei schwachen Menschen die Stelle des Muthes vertritt; „wenn Schmarotzer- und Giftpflanzen, ohne die man also eine reiche Ernte hielte, auf einem Felde wachsen, muß man diese gefährlichen Kräuter sammt den Wurzeln ausreißen. Der König ist nicht mit Freunden umgeben, sondern mit Höflingen, die ihn verderben, und ein beständiges Scandal in Frankreich und in der Christenheit erregen."

„Es ist wahr," sagte der Herzog von Guise mit düsterer Stimme.

„Und überdieß hindern uns diese Höflinge," fuhr der Cardinal fort, „uns, die wahren Freunde Seiner Majestät, zu Ihr zu gelangen, wie es das Recht unserer Aemter und unserer Geburt ist."

„Ueberlassen wir also," erwiederte der Herzog von Mayenne barsch, „den gemeinen Liguisten, jenen der ersten Ligue, die Sorge, Gott zu dienen. Gott dienend, werden sie jenen dienen, die von Gott mit ihnen sprechen. Thun wir das Unsere. Zwei Männer sind uns hinderlich; sie trotzen uns, sie beschimpfen uns; sie versagen fortwährend dem Prinzen die Ehrfurcht, den wir am meisten ehren, und der unser Oberhaupt ist."

Röthe überzog die Stirne des Herzogs von Anjou.

„Vernichten wir," fuhr Mayenne fort, „vernichten wir bis auf den Letzten diese verfluchte Brut, welche der König mit den Trümmern unsers Vermögens bereichert, und Jeder von uns verpflichte sich, Einen derselben aus dem Leben zu vertilgen. Unser sind dreißig hier; zählen wir sie."

„Dieß heißt weise denken," versetzte der Herzog von Anjou, „und Sie haben Ihr Tagewerk bereits vollbracht, Herr von Mayenne."

„Geschehenes zählt nicht," sagte der Herzog.

„Man muß uns doch welche überlassen, Monseigneur," sagte von Entragues, „ich übernehme von Quélus."

„Ich… von Maugiron,“ sagte Livarot.

„Und ich… von Schomberg,“ bemerkte Ribeirac.

„Gut, gut!“ wiederholte der Herzog, „und wir haben noch Bussy, meinen tapfern Bussy, der wohl auch Einige übernehmen wird.“

„Und wir? und wir?“ riefen alle Liguisten.

Herr von Monsoreau trat vor.

„Ah! ah!“ sagte Chicot, der, als er sah, welche Wendung die Sachen nahmen, nicht mehr lachte. „Da ist der Oberjägermeister, der seinen Antheil am Jägerrechte verlangt.“ Chicot täuschte sich.

„Meine Herren,“ sagte er, die Hand ausstreckend, „ich bitte um einen Augenblick Schweigen. Wir sind entschlossene Männer, und fürchten uns, freimüthig mit einander zu sprechen. Wir sind intelligente Männer, und befassen uns mit einfältigen Scrupeln. Auf, meine Herren, ein wenig Muth, ein wenig Kühnheit, ein wenig Freimüthigkeit. Es handelt sich nicht um die Lieblinge des Königs Heinrich, nicht um die Schwierigkeit, die uns aufstoßt, seiner Person uns zu nähern.“

„Ei doch!“ sagte Chicot, im Hintergrunde seines Beichtstuhles die Augen aufsperrend, und aus seiner linken Hand einen akustischen-Trichter bildend, um kein Wort von dem zu verlieren, was man sagte. „Ei doch! mach schnell, ich warte.“

„Was uns Alle beschäftiget, Messeigneurs,“ fuhr der Graf fort, „ist die Unmöglichkeit, von der wir in die Enge getrieben sind. Das Königthum, welches man

uns giebt, und das für einen französischen Adel nicht annehmbar ist, besteht aus: Litaneien, Despotismus, Unmacht und Orgien, Verschwendung für Feste, über die ganz Europa mitleidig lächelt, Knickerei für Alles, was den Krieg und die Künste betrifft. Das ist nicht Unwissenheit, das ist nicht Schwachheit; ein solches Betragen, meine Herren, ist Wahnsinn."

Grabesstille empfing diese Worte des Oberjägermeisters. Der Eindruck war um so tiefer, als Jeder ganz leise das bei sich sagte, was jener ganz laut gesagt hatte, so, daß Jeder bebte, wie vor dem Echo seiner eigenen Stimme, und schauderte, daß er in allen Punkten der Meinung des Redners sey.

Herr von Monsoreau, der wohl fühlte, daß diese Stille nur von einem Uebermaße von Billigung komme, fuhr fort: „Sollen wir unter einem wahnsinnigen, trägen und müßigen Könige leben, in dem Augenblicke, da Spanien die Scheiterhaufen anzündet, in dem Augenblicke, da Deutschland die alten, im Dunkel der Klöster entschlummerten Ketzereienstifter wieder aufweckt, da England, mit seiner unbeugsamen Politik, die Ideen und Köpfe durchschneidet? Alle Nationen arbeiten glorreich an irgend einer Sache. Wir, wir schlafen, meine Herren, verzeihen Sie mir, es vor einem großen Prinzen zu sagen, der vielleicht meine Verwegenheit tadeln wird, denn er ist von dem Familien-Vorurtheile befangen; meine Herren, seit vier Jahren werden wir nicht mehr von einem Könige regiert, sondern von einem Mönche."

Bei diesen Worten erscholl der so geschickt vorbereitete und seit einer Stunde durch die Umsicht der Anführer so geschickt bewältigte Ausbruch mit solcher Gewalt, daß in diesen Besessenen Niemand die kalten und klugen Berechner der vorausgehenden Scene wieder erkannt hätte.

„Nieder mit Valois!" schrie man, „nieder mit Bruder Heinrich! Wählen wir uns zum Oberhaupte einen edelmännischen Fürsten, einen ritterlichen König, einen Tyrannen, wenn es seyn muß, aber keinen Mönch."

„Meine Herren, meine Herren," erwiederte der Herzog von Anjou heuchlerisch, „Verzeihung für meinen Bruder, ich beschwöre Sie darum, der sich täuscht, oder vielmehr getäuscht wird. Lassen Sie mich hoffen, meine Herren, daß unsere weisen Vorstellungen, daß die wirksame Dazwischenkunft der Macht der Ligue ihn auf die gute Bahn zurückführen werden."

„Zische, Schlange," sagte Chicot, „zische!"

„Monseigneur," sagte der Herzog von Guise, „Eure Hoheit haben den aufrichtigen Ausdruck der Denkweise der Verbündung vielleicht ein wenig früh gehört, jedenfalls aber denn doch gehört. Nein, es handelt sich hier nicht mehr um eine Ligue gegen den Béarner, das Schreckbild der Schwachköpfe; es handelt sich nicht mehr um eine Ligue zur Stütze der Kirche, die sich wohl ganz allein stützen wird; es handelt sich, meine Herren, darum, den Adel von Frankreich aus der niedrigen Stellung zu ziehen, worin er sich befindet. Zu lange sind

wir von der Ehrfurcht zurückgehalten worden, welche Eure Hoheit uns einflößen; zu lange hat die uns bekannte Liebe Eurer Hoheit zu Ihrer Familie uns mit Gewalt an die Grenzen der Verstellung gebannt. Jetzt ist Ihnen Alles geoffenbaret, Monseigneur, und Eure Hoheit werden der eigentlichen Sitzung der Ligue beiwohnen, von welcher das eben Geschehene nur die Einleitung ist."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Herzog?" fragte der Prinz, vor Besorgniß und zugleich vor Ehrgeiz bebend.

„Monseigneur, wir haben uns versammelt," fuhr der Herzog von Guise fort, „nicht, wie der Herr Oberjägermeister sehr richtig bemerkt hat, um in der Theorie abgenützte Fragen wieder zu besprechen, sondern um wirksam zu handeln. Heute wählen wir uns ein Oberhaupt, fähig, den Adel von Frankreich zu ehren und zu bereichern; und da es bei den alten Franken Sitte war, wenn sie sich ein Oberhaupt wählten, ihm ein seiner würdiges Geschenk zu geben, bieten wir dem Oberhaupte, das wir uns gewählt haben, zum Geschenke . . ."

Alle Herzen schlugen, aber minder stark als jenes des Herzogs. Er blieb jedoch stumm und regungslos, und nur seine Blässe verrieth seine Gemüthsbewegung.

„Meine Herren," fuhr der Herzog fort, in dem hinter ihm stehenden Chorstuhle einen ziemlich schweren Gegenstand ergreifend, den er mit den Fingern emporhob, „meine Herren, dieß ist das Geschenk, das ich in Ihrer Aller Namen zu den Füssen des Prinzen lege."

„Eine Krone!" rief der Herzog aus, kaum sich aufrecht haltend, „eine Krone für mich, meine Herren?"

„Hoch lebe Franz III.!" rief mit einer das Gewölbe erschütternden Stimme der dichtgeschaarte Trupp der Edelleute aus, die ihre Degen gezogen hatten.

„Ich, ich?" stammelte der Herzog, vor Freude und zugleich vor Schrecken zitternd, „ich? Dieß ist ja unmöglich! Mein Bruder lebt noch, mein Bruder ist der Gesalbte des Herrn."

„Wir setzen ihn ab," erwiederte der Herzog, „so lange, bis durch seinen Tod die so eben von uns getroffene Wahl Gott bestätigen wird, oder vielmehr so lange, bis irgend Einer von seinen Unterthanen, dieser ruhmlosen Regierung überdrüßig, durch Gift oder Dolch der Gerechtigkeit Gottes zuvorkommen wird!"

„Meine Herren," sagte der Herzog schwächer, „meine Herren!"

„Monseigneur," versetzte nun der Cardinal, „vernehmen Eure Hoheit auf Ihr so eben geäußertes, so edles Bedenken hier unsere Antwort: Heinrich III. war der Gesalbte des Herrn; allein wir haben ihn abgesetzt; er ist nicht mehr der Auserwählte Gottes, und Sie sollen es seyn, Monseigneur. Hier ist ein eben so ehrwürdiger Tempel, wie jener zu Rheims, denn hier haben die Reliquien der heiligen Genovefa geruht, der Schutzpatronin von Paris; denn hier ist der Leib von Clovis, dem ersten christlichen Könige, beerdiget worden; wohlan, Monseigneur, in diesem heiligen Tempel, im

Angesichte des Standbildes des ehrwürdigen Gründers der französischen Monarchie, sage ich Ihnen, Monseigneur, ich, einer der Kirchenfürsten, der ich, ohne thörichten Ehrgeiz, einst das Oberhaupt derselben zu werden hoffen darf, daß hier, statt des heiligen Chrisams, ein vom Papste Gregor III. gesendetes heiliges Oel sich befindet. Monseigneur, ernennen Sie Ihren künftigen Erzbischof von Rheims, ernennen Sie Ihren Connetabel, und alsogleich werden Sie gesalbter König seyn, und Ihr Bruder Heinrich, wenn er Ihnen den Thron nicht überläßt, als Usurpator betrachtet werden. Knabe! zünden Sie die Kerzen des Altares an!"

Im nämlichen Momente trat der Chorknabe, welcher offenbar nur diesen Befehl erwartet hatte, aus der Sacristei, ein Anzündlicht in der Hand, und in einem Augenblicke funkelten fünfzig Kerzen sowohl auf dem Altare als in der Emporkirche. Man sah dann auf dem Altare eine von Edelsteinen strahlende Bischofsmütze, und ein breites, mit Lilien geziertes Schwert. Dieß war die Erzbischofsmütze, dieß war das Connetabelschwert. Im nämlichen Momente, inmitten der Finsterniß, welche die Erleuchtung der Emporkirche nicht hatte zerstreuen können, erwachte die Orgel, und ließ das Veni Creator vernehmen. Diese Art von Entwickelung, von den drei Lothringischen Prinzen veranstaltet, und von dem Herzoge von Anjou selbst nicht erwartet, brachte eine tiefe Wirkung auf die Anwesen-

den hervor. Die Muthigen exaltirten sich, und selbst die Schwachen fühlten sich stark.

Der Herzog von Anjou hob den Kopf empor, und ging mit einem zuversichtlicheren Schritte und mit einem stärkeren Arme gerade zum Altare hin, faßte mit der linken Hand die Bischofsmütze und mit der rechten Hand das Schwert, und setzte, zum Herzoge und zum Cardinale zurückkehrend, die zum Voraus diese doppelte Ehre gewärtigten, die Bischofsmütze auf das Haupt des Cardinals, und umgürtete den Herzog mit dem Schwerte. Einstimmiger Beifallruf begrüßte diese entscheidende, um so weniger erwartete Handlung, als man den unentschlossenen Charakter des Prinzen kannte.

„Meine Herren," sagte der Herzog zu den Anwesenden, „nennen Sie dem Herrn Herzoge von Mayenne, Großmeister von Frankreich, Ihre Namen; an dem Tage, da ich König seyn werde, werden Sie Alle Ritter des Ordens seyn."

Das Beifallrufen verdoppelte sich, und von allen Anwesenden kam Einer nach dem Andern, um Herrn von Mayenne seinen Namen zu nennen.

„Mordieu!" sagte Chicot, „eine schöne Gelegenheit, das blaue Band des Heiligengeistordens zu bekommen. Eine solche werde ich nie wieder finden, und mir vorwerfen müssen, mich ihrer beraubt zu haben!"

„Nun zum Altare, Sire," sagte der Cardinal von Guise, „Herr von Monsoreau, mein Capitaine-Colonel, Herren von Ribeirac und von Entragues, meine

Capitaine, von Livarot, mein Gardelieutenant, nehmen Sie in der Emporkirche die Plätze ein, zu denen Sie der Rang berechtiget, den ich Ihnen anvertraue."

Jeder von den eben Genannten verfügte sich auf den Platz, den ihnen bei einer wirklichen Salbungsceremonie die Etikette würde angewiesen haben.

„Meine Herren," sagte der Herzog, zu dem Reste der Versammlung sich wendend, „Sie Alle werden ein Gesuch an mich stellen, und ich bemüht seyn, keinen Einzigen unbefriediget zu lassen."

Inzwischen war der Cardinal hinter den Tabernakel gegangen, und hatte den bischöflichen Kirchenschmuck angezogen. Bald erschien er wieder mit dem heiligen Oelfläschchen, das er auf den Altar legte. Dann gab er dem Chorknaben ein Zeichen, der das Evangelienbuch und das Kreuz brachte. Der Cardinal nahm das Eine und das Andere, stellte das Kreuz auf das Evangelienbuch, und hielt es dem Herzoge von Anjou hin, der die Hand darauf legte.

„In Gegenwart Gottes!" sagte der Herzog, „gelobe ich meinem Volke, unsere heilige Religion aufrecht zu halten und zu ehren, wie es dem allerchristlichsten Könige, und dem ältesten Sohne der Kirche geziemt. Und also mögen Gott und seine heiligen Evangelisten mir beistehen!"

„Amen!" antworteten einstimmig alle Anwesenden.

„Amen!" wiederholte eine Art Echo, das aus den Tiefen der Kirche zu kommen schien.

Der Herzog von Guise, wie gesagt, die Connetabeldienste versehend, stieg die drei Stufen des Altares hinauf, und legte vor den Tabernakel sein Schwert hin, das der Cardinal segnete. Der Cardinal zog es dann aus der Scheide, faßte es bei der Klinge, und reichte es dem Könige, der es bei dem Griffe nahm.

„Sire," sagte er, „nehmen Sie dieses Schwert, das Ihnen mit dem Segen des Herrn gegeben ist, damit Sie mit demselben, und durch die Kraft des heiligen Geistes, allen Ihren Feinden widerstehen, die heilige Kirche und das Ihnen anvertraute Königreich beschützen und vertheidigen können. Nehmen Sie dieses Schwert damit Sie mit dessen Beistande die Gerechtigkeit üben, die Wittwen und Waisen beschützen, den Unordnungen abhelfen mögen; damit Sie, indem Sie durch alle Ihre Tugenden sich mit Ruhm bedecken, würdig seyen, mit demjenigen zu herrschen, dessen Ebenbild auf Erden Sie sind, und welcher herrscht mit dem Vater und dem heiligen Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Der Herzog senkte das Schwert so, daß die Spitze den Boden berührte, und gab es, nachdem er es Gott angeboten hatte, dem Herzoge von Guise zurück. Der Chorknabe brachte ein Kissen, das er vor den Herzog von Anjou hinlegte, welcher sich niederkniete. Dann öffnete der Cardinal das kleine Behältniß von vergoldetem Silber, und zog mit der Spitze einer goldenen Nadel ein Theilchen des heiligen Oeles heraus, das er auf das Kelchschüsselchen strich.

Das Kelchschüsselchen in der linken Hand, sprach er zwei Gebete über den Herzog. Dann, den heiligen Chrisam mit dem Daumen fassend, machte er ein Kreuz auf dem Scheitel des Herzogs, und sprach:

„Ungo te in regem de oleo sanctificato, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.“ *)

Fast alsogleich trocknete der Chorknabe die Salbung mit einem goldgestickten Taschentuche ab. Hierauf faßte der Cardinal die Krone mit beiden Händen, und senkte sie gegen das Haupt des Prinzen, aber ohne sie darauf zu setzen. Unverzüglich traten der Herzog von Guise und der Herzog von Mayenne hinzu, und hielten von jeder Seite die Krone. Und der Cardinal, der sie nur noch mit der linken Hand stützte, sagte, den Prinzen mit der rechten Hand segnend:

„Gott krönet Dich mit der Krone des Ruhmes und der Gerechtigkeit.“ Dann fügte er bei, sie auf das Haupt des Prinzen setzend. „Empfange diese Krone im Namen des Vaters, des Sohnes, und des Heiligen Geistes.“

Der Herzog von Anjou, blaß und schaudernd, fühlte die Krone auf sein Haupt sinken, und griff instinktmäßig mit der Hand darnach. Die Klingel des Chorknaben ertönte nun, worauf alle Anwesenden die Stirne

*) „Ich salbe Dich zum Könige mit dem heiligen Oele, im Namen des Vaters, und Sohnes, und Heiligen Geistes.“
D. Ueb.

neigten. Aber bald erhoben sie sich wieder, und riefen, die Degen schwingend; „Es lebe König Franz III.!"

„Sire," sagte der Cardinal zum Herzoge von Anjou, „Sie herrschen von heute an über Frankreich; denn Sie sind durch den Papst Gregor XIII. selbst gesalbt, dessen Stellvertreter ich bin."

„Ventre de biche!" äußerte Chicot, „welch' ein Unglück, daß ich keinen Kropf habe!" *)

„Meine Herren," sagte der Herzog von Anjou, stolz und majestätisch sich erhebend, „nie werde ich die Namen der dreißig Edelleute vergessen, die zuerst mich würdig erachtet haben, über sie zu herrschen, und nun leben Sie wohl, meine Herren, Gott nehme Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz!"

Der Cardinal verbeugte sich, so wie der Herzog von Guise; aber Chicot, der sie von der Seite sah, gewahrte, daß, während der Herzog von Mayenne den neuen König zurückbegleitete, die beiden Lothringischen Prinzen ein ironisches Lächeln wechselten.

„Potztausend!" sagte Chicot; „was bedeutet dieß wieder, und wozu nützt das Spiel, wenn Jedermann betrügt?"

Mittlerweile hatte der Herzog von Anjou die Grufttreppe wieder erreicht, und verschwand bald im Dunkel der unterirdischen Kirche, wohin ihm alle Anwesenden

*) Anspielung auf das Heilen des Kropfes durch blosses Auflegen der Hände von Seite der alten Könige von Frankreich. D. Ueb.

folgten, Einer nach dem Andern, mit Ausnahme von den drei Brüdern, die in die Sacristei traten, während der Bruder Pförtner die Altarkerzen auslöschte. Der Chorknabe verschloß wieder hinter ihnen die Gruft, und die Kirche blieb von jener Lampe erleuchtet, die, allein unauslöschlich, dem Profanen ein unbekanntes Symbol schien, und nur mit den Auserwählten von irgend einer geheimnißvollen Einweihung sprach.

Achtes Kapitel.

Wie Chicot, in der Meinung einen geschichtlichen Cursus durchzumachen, einen genealogischen Cursus durchmachte.

Chicot stand in seinem Beichtstuhle auf, um seine steif gewordenen Beine auszustrecken. Er hatte allen Grund, zu glauben, daß dieß die letzte Sitzung gewesen, und Eile, da es beinahe zwei Uhr Morgens war, seine Vorkehrungen für den Rest der Nacht zu treffen. Aber zu seinem großen Erstaunen traten die drei Lothringischen Prinzen, nachdem sie den Gruftschlüssel zweimal im Schlosse hatten klirren hören, aus der Sacristei, nur hatten sie dießmal die Mönchskutte abgelegt, und ihre gewöhnlichen Kleider wieder angezogen. Zu gleicher Zeit, sie erblickend, brach der Chorknabe so freimüthig und lustig in ein schallendes Gelächter aus, daß Chicot davon angesteckt wurde, und sich anschickte, gleich-

falls zu lachen, ohne zu wissen warum. Der Herzog von Mayenne näherte sich rasch der Treppe.

„Lachen Sie nicht so laut, meine Schwester," sagte er, „sie sind kaum fort, und könnten Sie hören."

„Seine Schwester," sagte Chicot immer erstaunter; sollte dieses Mönchlein etwa eine Frauensperson seyn."

Wirklich schlug der Novize seine Capuze zurück, und enthüllte den geistvollsten und anmuthigsten weiblichen Kopf, den jemals Leonardo da Vinci auf die Leinwand zauberte, der doch Joconde gemalt hat. Da sah man schwarze, vor Schelmerei funkelnde Augen, die aber, wenn sie ihre Augäpfel ausdehnten, ihre Ebenholzscheibe erweiterten, einen fast schrecklichen Ausdruck annahmen, weil er zu ernst war. Da sah man einen kleinen rosigen und feinen Mund, eine mit strenger Correktheit gezeichnete Nase; endlich ein rundes Kinn, das vollkommene Oval eines etwas blassen Antlitz schließend, auf welchem sich, gleich zwei Bogen von Ebenholz, eine vollkommen gezeichnete doppelte Augenbraue hervorhob.

Dieß war die Schwester der Herren von Guise, Frau von Montpensier, eine gefährliche Sirene, die es verstand, unter dem dicken Kleide eines Mönchleins die so sehr getadelte Unvollkommenheit einer etwas höheren Schulter, als die andere, und die unzierliche Krümmung ihres rechten Beines, weßhalb sie ein wenig hinken mußte, zu verbergen. In Folge dieser Unvollkommenheiten war die Seele eines Teufels in diesen Leib gefahren, den Gott den Kopf eines Engels gegeben hatte.

Chicot erkannte sie wieder als die Nämliche, die er zwanzigmal der Königin Louise von Vaudemont, ihrer Base, die Aufwartung hatte machen sehen, und ein großes Geheimniß wurde ihm durch diese Anwesenheit und durch jene ihrer drei Brüder geoffenbaret, die nach der Entfernung Aller beharrlich verweilen wollten.

„Ah! mein Bruder Cardinal," sagte die Herzogin mit krampfhafter Heiterkeit, „wie gut Sie den heiligen Mann spielen und von Gott sprechen! Einen Augenblick haben Sie mir Furcht eingejagt, und ich habe geglaubt, daß Sie die Sache ernstlich nähmen, wie jener, der sich salben und krönen ließ. O! das garstige Gesicht, welches er unter dieser Krone hatte!"

„Es thut nichts," erwiederte der Herzog, „wir haben das, was wir wollten, und Franz kann nun nicht mehr zurücktreten; Monsoreau, der ohne Zweifel ein verborgenes Interesse dabei fand, hat die Sachen so weit getrieben, daß wir jetzt sicher sind, er werde uns nicht verlassen, wie er es Lamole und Coconas auf halbem Wege zum Schaffote gemacht hat."

„O! o!" versetzte Mayenne, „dieß ist kein Weg, den man Prinzen von unserer Abkunft leicht nehmen läßt, und es wird immer näher vom Louvre zur Abtei Sainte-Geneviève [1]) seyn, als vom Stadthause zum Grèveplatze." [2])

[1]) Anspielung auf die Absicht, den König in ein Kloster zu stecken.

[2]) Der Hinrichtungsplatz in Paris. D. Ueb.

Chicot begriff, daß man sich über den Herzog von Anjou lustig gemacht hatte, und da er den Prinzen verabscheute, hätte er gerne wegen dieser Mystifikation die Guise umarmt, mit Ausnahme Mayenne's, dagegen aber Frau von Montpensier zweimal.

„Kommen wir auf unsere Angelegenheiten zurück, meine Herren," sagte der Cardinal. „Es ist Alles gut geschlossen, nicht wahr?"

„O! ich bürge Ihnen dafür," erwiederte die Herzogin; „übrigens kann ich nachsehen."

„Nein," versetzte der Herzog, „Sie müssen müde seyn, mein lieber kleiner Chorknabe."

„Meiner Treue, nein, es war allzu lustig."

„Mayenne, Sie sagen, daß er hier ist?" fragte der Herzog.

„Ja."

„Ich hab' ihn nicht bemerkt."

„Ich glaub's wahl, er ist versteckt."

„Wo denn?"

„In einem Beichtstuhle."

Diese Worte klangen den Ohren Chicot's wie die hunderttausend Trompeten Apocalypse.

„Wer ist denn in einem Beichtstuhle versteckt?" fragte er, in seinem Beichtstuhle sich hin und her bewegend, „ventre de biche, ich sehe nur mich."

„Dann hat er Alles gesehen und Alles gehört," äußerte der Herzog.

„Thut nichts; gehört er nicht uns an?"

„Bringen Sie ihn, Mayenne," sagte der Herzog.

Mayenne stieg über eine Treppe der Emporkirche hinab, schien sich zu orientiren, und ging in gerader Linie auf den vom Gascognier besetzten Beichtstuhl zu. Chicot war muthig, aber dießmal klapperten seine Zähne vor Schrecken, und ein kalter Schweiß begann von seiner Stirne auf seine Hände herabzutröpfeln.

„Ah!" sagte er bei sich, bemüht, seinen Degen aus den Falten seiner Kutte loszumachen, „dennoch will ich nicht wie ein Spitzbube in diesem Kasten sterben. Auf, dem Tode entgegen, **ventre de biche**! Und weil die Gelegenheit dazu sich ergiebt, so wollen wir ihn wenigstens tödten, bevor wir sterben."

Und um diesen muthigen Plan auszuführen, legte Chicot, der endlich den Griff seines Degens gefunden hatte, die Hand bereits auf den Drücker der Thüre, als die Stimme der Herzogin erscholl; „Nicht in diesem Mayenne," sagte sie; „nicht in diesem da, im Andern, links, ganz hinten."

„Ah! sehr wohl," versetzte der Herzog, der schon die Hand nach Chicot's Beichtstuhle ausstreckte, und nach der Bezeichnung seiner Schwester plötzlich zum entgesetzten Beichtstuhle sich umwendete.

„Uf!" rief der Gascognier, einen Seufzer ausstossend, um den ihn Gorenflot beneidete; „es war Zeit; aber wer zum Teufel ist denn der Andere?"

„Treten Sie heraus, Meister Nicolas David," sagte Mayenne, „wir sind allein."

„Da bin ich, Monseigneur," versetzte ein aus dem Beichtstuhle tretender Mann.

„Gut," erwiederte der Gascognier, „Du fehltest bei dem Feste, Meister Nicolas; ich suchte Dich überall, und da hab' ich Dich endlich in dem Augenblicke gefunden, da ich Dich nicht mehr suchte."

„Du hast Alles gesehen und Alles gehört, nicht wahr?" fragte der Herzog von Guise.

„Ich habe kein Wort von dem verloren, was vorgegangen ist, und ich werde nicht das Mindeste davon vergessen, seyen Sie unbesorgt, Monseigneur."

„Sie werden also Alles dem Gesandten Seiner Heiligkeit, Gregor XIII., hinterbringen können?" fragte der Geschrammte.

„Alles, ohne etwas davon auszulassen."

„Nun, mein Bruder von Mayenne sagt mir, was Sie Vortreffliches für uns geleistet haben. Nun denn, was haben Sie gethan?"

Der Cardinal und die Herzogin näherten sich neugierig. Die drei Prinzen und ihre Schwester bildeten jetzt eine einzige Gruppe. Hell erleuchtet von der Lampe, stand Nicolas David drei Fuß von ihnen.

„Ich habe gethan, was ich versprochen hatte, Monseigneur," antwortete Nicolas David, „ich habe nämlich das Mittel gefunden, Sie ohne Widerstreit den Thron von Frankreich besteigen zu lassen."

„Sie auch!" rief Chicot aus. „Ah! Jedermann will also König von Frankreich werden. Die Guten zuletzt."

Man sieht, daß die Fröhlichkeit wieder im Geiste des braven Chicot auferstanden war. Diese Fröhlichkeit entsprang aus drei Umständen: Erstens entging er auf eine unerwartete Weise einer drohenden Gefahr: zweitens entdeckte er eine hübsche Verschwörung; endlich drittens fand er in dieser hübschen Verschwörung ein Mittel, seine zwei großen Freunde in's Verderben zu stürzen: den Herzog von Mayenne, und den Advokaten Nicolas David.

„Lieber Gorenflot," murmelte er, als alle diese Gedanken in seinem Kopfe sich ein wenig gesetzt hatten, „was für ein Abendessen werde ich Dir morgen für das Vermiethen Deiner Kutte bezahlen, freu Dich!"

„Und wenn die Usurpation zu handgreiflich ist, so enthalten wie uns dieses Mittels," sagte Heinrich von Guise. „Ich will nicht alle Könige der Christenheit zu Feinden haben, die vom göttlichen Rechte herrühren."

„Ich habe an dieses Bedenken von Monseigneur gedacht," versetzte der Advokat, indem er sich vor dem Herzoge verbeugte, und einen zuversichtlichen Blick auf das Triumphirat warf. „Ich bin nicht bloß in der Fechtkunst berühmt, Monseigneur, wie meine Feinde aussprengen mochten, um Ihr Vertrauen mir zu entziehen. Mit theologischen und gesetzlichen Studien genährt, hab' ich, wie es ein guter Casuist und gelehrter Jurist machen soll, die Annalen und Decrete zu Rath gezogen, die meiner Behauptung in unsern Gewohnheiten der Thronnachfolge ein Gewicht verleihen. Die Legitimität gewin=

nen, heißt Alles gewinnen, und ich habe entdeckt Messeigneurs, daß Sie die gesetzlichen Erben, und die Valois nur ein schmarotzerischer und usurpatorischer Zweig sind."

Die Zuversicht, womit Nicolas David diesen kurzen Redeeingang hielt, gewährte der Frau von Montpensier eine sehr lebhafte Freude, dem Cardinale und dem Herzoge von Mayenne eine sehr große Neugier, und heiterte beinahe das ernste Antlitz des Herzogs von Guise auf.

„Es ist jedoch schwer für das Haus Lothringen, so sehr berühmt es übrigens ist," sagte er, „den Rang vor den Valois zu behaupten."

„Dieß ist doch bewiesen, Monseigneur, „entgegnete Meister Nicolas, seine Kutte aufhebend, um aus seinen weiten Beinkleidern ein Pergament zu ziehen, durch diese Bewegung den Griff eines langen Raufdegens enthüllend.

Der Herzog nahm das Papier aus den Händen von Nicolas David. „Was ist dieß?" fragte er.

„Der Stammbaum des Hauses Lothringen."

„Dessen Ende ist? . . ."

„Karl der Große, Monseigneur."

„Karl der Große!" riefen die drei Brüder mit einer Art von Ungläubigkeit, die dennoch eine gewisse Befriedigung nicht ausschloß. „Der erste Herzog von Lothringen war ein Zeitgenosse von Karl den Großen, aber er hieß Ranier, und war durchaus kein Verwandter jenes großen Kaisers."

„Warten Sie doch, Monseigneur," versetzte Nicolas.

„Sie begreifen wohl, daß ich keine solche Behauptung aufzusuchen gedachte, die man durch einfaches Lügenstrafen abfertiget, und der erste beste Wappenkundige als nichtig erklärt. Was Ihnen Noth thut, ist ein tüchtiger Prozeß, der lange dauert, der das Parlament und das Volk beschäftiget, während dessen Sie, nicht das Volk, das ohnehin auf Ihrer Seite ist, sondern das Parlament verführen können. Sehen Sie also, Monseigneur, es verhält sich so: Ranier, erster Herzog von Lothringen, Zeitgenosse von Karl dem Großen; Guilbert, sein Sohn, Zeitgenosse von Ludwig dem Frommen; Heinrich, Guilbert's Sohn, Zeitgenosse von Karl dem Kahlen."

„Aber ..." sagte der Herzog von Guise.

„Ein wenig Geduld, Monseigneur, wir kommen schon darauf. Hören Sie wohl, Bone ..."

„Ja," erwiederte der Herzog, „Tochter von Ricin, dem zweiten Sohne von Ranier."

„Gut," versetzte der Advokat, an wen verheirathet?"

„Bone?"

„Ja."

„An Karl von Lothringen, Sohn Ludwigs IV., Königs von Frankreich."

„An Karl von Lothringen, Sohn Ludwigs IV., Königs von Frankreich," wiederholte der Advokat. „Nun fügen Sie bei: Bruder des der Krone von Frankreich durch die Usurpation von Hugo Capet über Ludwig V. beraubten Lothar."

„O! o!“ sagten der Herzog von Mayenne und der Cardinal zugleich.

„Fahren Sie fort,“ bemerkte der Geschrammte, „es geht da ein Licht auf.“

„Nun aber war Karl von Lothringen der Erbe seines Bruders Lothar bei dem Erlöschen seines Stammes. Nun aber ist der Stamm von Lothringen erloschen; nun aber, meine Herren, sind Sie die einzigen und wahren Erben der Krone Frankreichs.“

„Mordieu!“ sagte Chicot, „das Thier ist noch giftiger, als ich glaubte.“

„Was halten Sie davon, mein Bruder?“ fragten der Cardinal und der Herzog von Mayenne zugleich.

„Ich sage,“ antwortete der Geschrammte, „daß leider in Frankreich ein Gesetz besteht, welches man das salische Gesetz nennt, und das alle unsere Ansprüche für nichtig erklärt.“

„Diesen Einwurf erwartete ich von Ihnen, Monseigneur,“ rief David mit dem Stolze der befriedigten Eigenliebe aus; „welches ist das erste Beispiel des salischen Gesetzes?“

Die Thronbesteigung Philipps von Valois, zum Nachtheile Eduards von England.“

„Welches ist das Datum dieser Thronbesteigung?“

Der Geschrammte sann nach.

„1328,“ sagte der Cardinal von Guise ohne Zögern.

„Das heißt: 341 Jahre nach der Usurpation von Hugo Capet, 240 Jahre nach dem Erlöschen von Lo-

hars Stamme. Seit 240 Jahren also hatten Ihre Ahnen Rechte auf die Krone, als das salische Gesetz erfunden wurde. Nun aber hat das Gesetz, wie Jedermann weiß, keine rückwirkende Kraft."

„Sie sind ein geschickter Mann, Meister Nicolas David," äußerte der Geschrammte, den Advokaten mit einer Bewunderung anschauend, die von einer gewissen Verachtung nicht frei war.

„Das ist sehr sinnreich," sagte der Cardinal.

„Das ist sehr schön," sagte Mayenne.

„Das ist bewunderungswürdig," sagte die Herzogin, ich bin jetzt königliche Prinzessin. Ich will nun keinen Andern zum Gemahl mehr, als einen Kaiser von Deutschland."

„Mein Gott, Herr," sagte Chicot, „Du weißt, daß ich Dich nie um etwas gebeten habe. Nec nos inducas in tentationem et libera nos ab advocatibus." *)

Der Herzog von Guise allein war inmitten des allgemeinen Enthusiasmus nachdenkend geblieben.

„Und sich gestehen müssen, daß derlei Ausflüchte einem Manne von meinem Schlage nothwendig sind!" murmelte er. „Denken müssen, daß die Völker, bevor sie gehorchen, Pergamente beschauen, wie dieses, anstatt den Adel des Mannes in den Blitzen seiner Augen und seines Degens zu lesen!"

*) „Führe uns nicht in Versuchung, und erlöse uns von den Advokaten." D. Ueb.

„Sie haben Recht, Heinrich, zehnmal Recht. Und wenn man sich begnügte, in das Gesicht zu schauen, wären Sie König unter den Königen, weil die übrigen Fürsten, sagt man, neben Ihnen den Pöbel glichen. Aber das Wesentliche, um den Thron zu besteigen, ist, wie Meister Nicolas David gesagt hat, ein tüchtiger Prozeß, und wenn wir es dahin gebracht haben werden, so wird es geschehen seyn, weil das Wappen unseres Hauses die über den übrigen Thronen Europa's aufgehängten Wappen nicht all zu sehr verunziert."

„Nun, diese Genealogie ist gut," fuhr Heinrich von Guise seufzend fort, „und hier sind zweihundert Goldthaler, die mein Bruder von Mayenne für Sie verlangt hat, Meister Nicolas David!"

„Und hier sind deren noch zweihundert," sagte der Cardinal zum Advokaten, dessen Augen vor Freude funkelten, indem er das Gold in seinen weiten Beinkleidern vergrub, „für die neue Mission, die wir Ihnen übertragen wollen."

„Sprechen Sie, Monseigneur, ich stehe Eurer Eminenz ganz zu Befehl."

„Wir können Ihnen nicht auftragen selbst nach Rom, unserm heiligem Vater Gregor XIII., diese Genealogie zu bringen, welcher er seine Gutheißung geben muß. Sie sind ein zu unbedeutender Kumpan, um die Oeffnung der Thore des Vaticans für Sie zu bewirken."

„Ach!" sagte Nicolas David, „ich habe viel Muth,

das ist wahr, aber ich bin von geringer Abkunft. Ah! wär' ich nur einfacher Edelmann gewesen!"

„Willst Du schweigen, Taugenichts!" sagte Chicot.

„Aber Sie sind es nicht, und dieß ist ein Unglück," fuhr der Cardinal fort. „Wir sind also gezwungen, diese Mission Pierre von Gondy zu übertragen."

„Erlauben Sie, mein Bruder," versetzte die wieder ernsthaft gewordene Herzogin: „die Gondy sind gewiß geistvolle Leute, aber wir können ihnen durchaus nicht beikommen., keinen Regreß an sie nehmen. Nur ihr Ehrgeiz bürgt uns für sie, und sie können die Befriedigung ihres Ehrgeizes eben so gut bei König Heinrich finden, als bei dem Hause von Guise."

„Meine Schwester hat Recht, Ludwig," erwiederte der Herzog von Mayenne mit seiner gewöhnlichen Brutalität, „und wir können uns auf Pierre von Gondy nicht verlassen, wie wir uns auf Nicolas David verlassen dürfen, der in unsern Händen ist, und den wir aufhenken lassen können, wann es uns belieben wird."

Diese dem Advokaten gerade in's Gesicht gesagte Treuherzigkeit des Herzogs, machte die sonderbarste Wirkung auf den unglücklichen Rechtsgelehrten; er brach in ein krampfhaftes, schallendes Gelächter aus, das seine äusserste Furcht verrieth.

„Mein Bruder Karl scherzt," sagte Heinrich von Guise zum erbleichenden Advokaten, „und man weiß, das Sie unser Getreuer sind; sie haben es in mancher Angelegenheit bewiesen."

„Und vorzüglich in der meinigen," dachte Chicot, seinem Feinde, oder vielmehr seinen beiden Feinden die Faust zeigend.

„Beruhigen Sie sich, Karl, beruhigen Sie sich, Katharina, alle meine Maßregeln sind zum Voraus getroffen. Pierre von Gondy wird diese Genealogie nach Rom bringen, aber mit andern Papieren vermengt, und ohne zu wissen, was er bei sich trägt. Der Papst wird gutheißen oder mißbilligen, ohne daß Gondy diese Gutheißung oder Mißbilligung kennt. Kurz Gondy, immer nicht wissend, was er bei sich trägt, wird mit dieser gutgeheißenen oder gemißbilligten Genealogie nach Frankreich zurückkehren. Sie, Meister Nicolas werden fast zu gleicher Zeit abreisen, wie er, und ihn zu Châlons, zu Lyon, oder zu Avignon erwarten, je nach dem Auftrage, den Sie von uns empfangen werden, in der Einen oder in der Andern dieser drei Städte zu verweilen. Also werden Sie allein das wahre Geheimniß des Unternehmens bewahren. Sie sehen demnach wohl, daß Sie immer unser einziger Vertrauensmann sind."

David verbeugte sich.

„Du weißt unter welcher Bedingung, lieber Freund," murmelte Chicot, „unter der Bedingung, gehenkt zu werden, wenn Du einen unrechten Schritt machst; aber sey unbesorgt, ich schwöre bei der heiligen Genoveva, die hier in Gyps dargestellt ist, in Marmor, oder in Holz, vielleicht sogar in Knochen, daß Du gegenwärtig

zwischen zwei Galgen stehest, daß jedoch der Dir Nächste, lieber Freund, derjenige ist, den ich Dir verschaffe."

Die drei Brüder drückten sich die Hand, und umarmten ihre Schwester, die Herzogin, die ihnen ihre drei in der Sacristei gelassenen Mönchskleider gebracht hatte; nachdem sie ihnen geholfen, die drei schützenden Kutten wieder anzuziehen, zog sie ihre Capuze über die Augen herab, und ging vor ihnen bis zur Halle, wo der Bruder Pförtner ihrer harrte, und durch welche sie verschwanden, von Nicolas David gefolgt, dessen Goldthaler bei jedem Schritte klangen. Hinter ihnen schob der Bruder Pförtner die Riegel vor, und löschte, wieder in die Kirche tretend, die Lampe in der Emporkirche aus; alsogleich umfing eine dichte Finsterniß die Capelle, und erneuerte jenes geheimnißvolle Entsetzen, das schon öfter als einmal Chicot's Haar gesträubt hatte. Dann entfernte sich in dieser Finsterniß das Geräusch der Sandalen des Mönches auf den Steinplatten des Pflasters, wurde schwach, und verlor sich völlig. Fünf Minuten, welche Chicot sehr lang schienen, verflossen, ohne daß noch etwas diese Stille und diese Finsterniß störte.

„Gut," sagte der Gascognier bei sich, „dießmal scheint es, daß wirklich Alles vorüber ist, daß die drei Aufzüge gespielt, und die Schauspieler fortgegangen sind. Suchen wir ihnen zu folgen; für eine einzige Nacht hab' ich genug Comödie."

Und Chicot, der von dem Gedanken abgegangen

war, den Tag in der Kirche zu erwarten, seitdem er die Gräber beweglich, und die Beichtstühle bewohnt sah, lüftete sachte den Drücker, schob vorsichtig die Thüre auf, und verließ seinen Behälter.

Während der Spaziergänge des Chorknaben, hatte Chicot in einer Ecke eine Leiter gesehen, zur Reinigung der Rahmen der farbigen Scheiben bestimmt. Er verlor keine Zeit. Mit vorgestreckten Händen, besonnen vorwärts schreitend, gelangte er ohne Geräusch in die Ecke, faßte die Leiter, und legte sie, auf's Beste sich orientirend, an ein Fenster. Bei dem Schimmer des Mondes sah Chicot, daß er sich in seinen Vorhersehungen nicht getäuscht hatte: das Fenster ging auf den Kirchhof des Klosters, der selbst auf die Straße Bordelle führte.

Chicot öffnete das Fenster, setzte sich rittlings darauf, und die Leiter mit jener Kraft und Gewandtheit emporziehend, welche fast immer die Freude oder die Furcht verleihen, ließ er sie von Innen nach Aussen gleiten. Einmal herabgestiegen, verbarg er die Leiter in einer am Fuße der Mauer gepflanzten Taxushecke, schlüpfte von Grabstein zu Grabstein bis zur letzten Scheidewand, die ihn von der Straße trennte, welche er überstieg, nicht ohne einige Steine wegzubrechen, die mit ihm auf die andere Seite der Straße hinabkollerten.

Da angekommen, nahm sich Chicot Zeit, aus voller Brust zu athmen. Er war mit einigen Schrammen

aus einem Wespenneste hervorgegangen, worin er mehr als einmal gemerkt hatte, daß er um sein Leben spielte. Dann, als er fühlte, daß die Luft leichter durch seine Lunge strich, eilte er der Straße Saint-Jacques zu, nur bei dem Gasthofe zum Fruchthorne anhaltend, an den er ohne Zaudern und Verzug klopfte. Meister Claude Bonhomet öffnete in Person. Er war ein Mann, welcher wußte, daß jede Störung sich bezahle, und um sein Glück zu machen, mehr auf Extrafälle als auf gewöhnliche rechnete.

Er erkannte Chicot auf den ersten Blick, obgleich Chicot als Cavalier fortgegangen war, und als Mönch zurückkehrte.

„Ah! Sie sind's, mein Edelmann," sagte er, „seyen Sie willkommen!"

Chicot gab ihm einen Thaler. „Und Bruder Gorenflot?" fragte er.

Ein mächtiges Lächeln erheiterte das Gesicht des Herrn Wirthes; er näherte sich dem Kabinete, und sagte, die Thüre öffnend: „Sehen Sie!"

Bruder Gorenflot schnarchte noch auf dem nämlichen Platze, wo Chicot ihn gelassen hatte.

„Ventre de biche, mein ehrenwerther Freund," sagte der Gascognier, „Du hast, ohne es zu vermuthen, ein tüchtiges Alpdrücken gehabt!"

Neuntes Kapitel.

Wie Herr und Frau von Saint=Luc neben einander reiseten, und von einem Reisegefährten eingeholt wurden.

Am Morgen des andern Tages, etwa zur Stunde, da Bruder Gorenflot, warm in seine Kutte eingepackt, erwachte, hätte unser Leser, wäre er auf der Straſſe von Paris nach Angers gereiset, zwischen Chartres und Nogent zwei Reiter sehen können, einen Edelmann und seinen Pagen, deren friedliche Pferde nebeneinander gingen, mit den Nüstern sich liebkoseten, durch Wiehern und Schnauben wie eheliche Thiere miteinander redeten, die, wenn auch der Gabe der Sprache beraubt, dennoch ein Mittel gefunden haben, sich ihre Gedanken mitzutheilen.

Die Reiter waren am Tage vorher, beinahe zur selben Stunde, auf dampfenden Rennern, deren Mund Schaum bedeckte, angekommen; einer von den beiden Rennern war auf dem Platze der Cathedrale zusammengestürzt, und da dieß gerade in dem Momente geschah, wo die Gläubigen in die Messe gingen, so war kein uninteressantes Schauspiel für die Bürger von Chartres das durch Erschöpfung veranlaßte Scheiden dieses prächtigen Renners gewesen, um den sich die Eigenthümer mehr nicht zu bekümmern schienen, als wenn er eine elende Mähre gewesen wäre.

Einige hatten beobachtet... die Bürger von Char=
res waren zu allen Zeiten große Beobachter... Einige,
agen wir, hatten sogar beobachtet, daß der Größere der
eiden Reiter einen Thaler einem ordentlichen Burschen
n die Hand gedrückt, der ihn und seinen Gefährten in
inen nahen Gasthof geführt, und daß durch das Hin=
rthor dieses Gasthofes, das an die Ebene stieß, eine
albe Stunde nachher die beiden Reisenden auf frischen
Pferden davonritten, die Wangen von jener lebhaften
arbe illuminirt, welche zu Gunsten des Glases Glüh=
ein zeuget, das man getrunken hatte.

Einmal auf dem noch nackten, noch kalten, aber bereits
it bläulichen Tönen, den Vorläufern des Frühlinges,
schmückten Felde, hatte sich der größere Reiter dem
leineren genähert, und, seine Arme öffnend, zu ihm
sagt: „Liebe kleine Frau, umarme mich unbesorgt,
nn jetzt haben wir nichts mehr zu befürchten." —
ann hatte sich Frau von Saint=Luc, denn sie war's,
muthig geneigt, den dicken Mantel öffnend, der sie
hüllte, und ihre beiden Arme auf die Schultern des
ngen Mannes stützend, unabläſſig ihren Blick in seine
ugen tauchend, ihm jenen zärtlichen und langen Kuß
geben, den er verlangte.

In Folge der von Saint=Luc seiner Frau ertheil=
Versicherung, und vielleicht auch in Folge des von
au von Saint=Luc ihrem Gatten gegebenen Kusses
chah es, daß man an diesem Tage in einem kleinen
rthshause des nur vier Meilen von Chartres gele=

genen Dorfes Courville einkehrte, welches durch seine Isolirung, durch seine doppelten Thüren, und noch durch eine Menge anderer Vorzüge dem liebenden Ehepaare alle Sicherheitsbürgschaft gab.

Da blieben sie den ganzen Tag und die ganze Nacht, sehr geheimnißvoll in ihrem kleinen Zimmer verborgen, in welches sie sich nach aufgetragenem Frühstücke eingeschlossen, dem Wirthe anempfehlend, in Berücksichtigung des zurückgelegten langen Weges und der dadurch herbeigeführten großen Müdigkeit, sie vor dem Anbruche des nächsten Tages nicht zu stören, eine Anempfehlung, die pünktlich befolgt worden war.

Am Morgen dieses Tages nun finden wir Herrn und Frau von Saint-Luc wieder auf dem Wege von Chartres nach Nogent.

Nun aber reiseten sie an diesem Tage, da sie noch unbesorgter waren, als am vorigen, nicht mehr wie Flüchtlinge, sogar nicht mehr wie Verliebte, sondern wie Schüler, die alle Augenblicke vom Wege abschweifen, um sich wechselseitig auf irgend einem kleinen Berge auf ihrem Pferde als Reiterstandbild bewundern zu lassen, die ersten Sprossen verwüstend, die ersten Moose aufsuchend, die ersten Blumen pflückend, diese ersten Schildwachen des Frühlings, die durch den reisefertigen Schnee brechen, sich unendlich ergötzend an dem Abglanze eines das Gefieder der Enten erleuchtenden Sonnenstrahles, oder an dem Vorüberspringen eines Hasens auf der Ebene.

„Morbleu!“ rief plötzlich Saint-Luc aus, „wie gut ist es, frei zu seyn! Bist Du jemals frei gewesen, Johanna?“

„Ich niemals,“ antwortete die Frau mit fröhlicher Stimme; „und dieß ist das Erstemal, daß ich so viel Luft und Raum habe, als ich will. Mein Vater war abergläubisch, meine Mutter eine Stubenhockerin. Ich ging nicht aus ohne eine Gouvernante, zwei Zofen und einen großen Lakeien, so, daß ich mich nicht erinnere, auf einem Rasen gelaufen zu seyn, seitdem ich, als ein tolles und lustiges Kind, in den großen Wäldern von Meridor mit meiner guten Diane umhersprang, sie zum Wettlaufe auffordernd, und quer durch die grünen Zweige laufend, so lange laufend, bis wir uns sogar einander nicht mehr fanden. Dann blieben wir bei dem Geräusche irgend einer Hirschkuh, irgend eines Damhirsches oder irgend eines Rehes keuchend stehen, welches, durch uns aufgescheucht, aus seinem Lager sich stürzte, und uns Muße ließ, mit einem gewissen Schauder das Schweigen der weiten Waldungen zu befragen. Aber Du, mein vielgeliebter Saint-Luc, Du wenigstens warest frei.“

„Ich, frei?“

„Gewiß, ein Mann . . .“

„Ah! ja wohl! niemals. Bei dem Herzoge von Anjou erzogen, von ihm nach Polen mitgenommen, von ihm nach Paris zurückgeführt, verurtheilt, ihn nie zu verlassen, nach jener ewigen Regel der Etikette, sobald

ich mich entfernte, von jener jammernden Stimme verfolgt, die mir unaufhörlich zurief: „„Saint-Luc, mein Freund, ich langweile mich; komm und langweile Dich mit mir."" Frei! ah, ja wohl! und dieses Corsett, das mir den Magen zusammenpreßte, und diese gestärkte Krause, die mir den Hals würgte, und diese gummifrisirten Haare, die sich in der Feuchtigkeit aneinandergeklebt und den Staub angenommen hatten; und endlich diese mit zwei Nadeln auf den Kopf genagelte Mütze. O! nein, nein, meine gute Johanna, ich glaube, daß ich weniger frei war, als Du. Daher, siehst Du, benütze ich die Freiheit. Es lebe Gott! Die gute Sache! und wie kommt es, daß man sich dessen beraubt, wenn man es anders machen kann?"

„Und wenn man uns wieder erwischt, Saint-Luc," sagte die junge Frau mit einem besorgten Blicke rückwärts, „wenn man uns in die Bastille steckt?"

„Wenn man uns miteinander hineinsteckt, meine kleine Johanna, wird es nur ein halbes Uebel seyn; es dünkt mir, daß wir während des ganzen gestrigen Tages nicht mehr und nicht weniger eingesperrt waren, als wenn wir Staatsgefangene gewesen wären, und wir haben uns doch nicht allzusehr gelangweilt."

„Saint-Luc, verlaß Dich nicht darauf," erwiederte Johanna voll Schelmerei und Lustigkeit; wenn man uns wieder erwischt, wird man uns, glaub' ich, nicht miteinander einsperren." Und die reizende Frau erröthete, so wenig sagend, so viel sagen gewollt zu haben.

„So verbergen wir uns gut,“ sagte Saint-Luc.

„O! sey unbesorgt,“ versetzte Johanna, „in dieser Hinsicht haben wir nichts zu befürchten, und wir werden gut verborgen seyn; wenn Du Meridor kennen würdest, und seine großen Eichen, welche Säulen eines Tempels zu seyn scheinen, dessen Kuppel der Himmel bildet, und seine endlosen Gebüsche, und seine langsamen Flüsse, welche im Sommer unter düsteren Laubgewölben rinnen, und im Winter unter Schichten verwelkter Blätter; dann die großen Weiher, die Getreidfelder, die Blumenparterre, die unzähligen Rasen, und die kleinen Thürmchen, denen unaufhörlich Tausende von Tauben entschlüpften, gaukelnd und lärmend, wie Bienen um einen Bienenstock; und dann, und dann, das ist nicht Alles, Saint-Luc, inmitten von allem dem die Königin dieses kleinen Königreiches, die Zauberin dieser Armidagärten, die schöne, die gute, die unvergleichliche Diane, ein Herz von Diamant in einer Hülle von Gold, Du würdest sie lieben, Saint-Luc.“

„Ich liebe sie schon; sie hat Dich geliebt.“

„O! ich bin überzeugt, daß sie mich noch liebt, und mich immer lieben wird. Diane wechselt nicht launenhaft ihre Freundschaften. Bilde Dir das glückliche Leben ein, das wir in diesem Neste von Blumen und Moosen führen werden, die der Frühling wieder in Grün kleiden wird! Diane hat die Führung des Hauswesens ihres Vaters, des alten Barons, übernommen; wir dürfen uns also deßhalb nicht beunruhigen. Er

ist ein Krieger aus der Zeit Franz I., schwach und harmlos geworden, in dem Maße, als er ehedem stark und muthig gewesen ist, der nur noch eine einzige Erinnerung an die Vergangenheit hat, den Sieger von Marignan und den Besiegten von Pavia, nur eine einzige Liebe in der Gegenwart und nur eine einzige Hoffnung in der Zukunft, seine vielgeliebte Diane. Wir werden in Meridor wohnen können, ohne daß er es weiß, und ohne daß er es jemals gewährt. Und wenn er es weiß? o wohl! es würde für uns genügen, ihm sagen zu lassen, daß seine Diane das schönste Mädchen auf der Welt, und der König Franz I. der größte Feldherr aller Zeiten sey."

„Das wird herrlich seyn," sagte Saint-Luc; „aber ich sehe große Zwiste vorher."

„Wie so?"

„Zwischen dem Barone und mir."

„Weßhalb? Wegen des Königes Franz I.?"

„Nein. Ich lasse ihm seinen ersten Feldherrn gelten; sondern wegen des schönsten Mädchens auf der Welt."

„Ich zähle nicht mehr, weil ich Deine Frau bin."

„Ah! richtig," entgegnete Saint-Luc.

„Stelle Dir diese Lebensweise vor, mein Vielgeliebter," fuhr Johanna fort. „Sobald der Morgen kommt, in die Wälder durch die kleine Thüre des Pavillons, den sie uns zur Wohnung geben wird. Ich kenne diesen Pavillon; zwei durch ein unter Ludwig XII. er-

bautes Hauptgebäude miteinander verbundene Thürmchen, eine herrliche Bauart, die Du bewundern wirst, der Du die Blumen und Spitzen liebst. Und von den Fenstern aus eine ruhige und düstere Aussicht auf die großen Wälder, welche unabsehbar emporragen, und in deren Alleen man in der Ferne irgend einen Damhirsch oder irgend ein Reh weiden sieht, bei dem mindesten Geräusche den Kopf erhebend; dann auf der entgegengesetzten Seite eine auf goldene Auen eröffnete Fernschau, auf Dörfer mit rothen Dächern und weißen Mauern, auf die in der Sonne spiegelnde, und ganz von keinen Schiffen belebte Loire. Ferner werden wir, drei Meilen entfernt, einen See mit einer Barke im Schilfrohre haben, unsere Pferde, unsere Hunde, mit denen wir den Damhirsch in den großen Wäldern jagen, indessen der alte Baron, von seinen Gästen nichts wissend, dem fernen Gebelle lauschend sagen wird: „„Diane, horch doch, sollte man nicht glauben, daß Asträa und Phlegeton jagen!““

„Und wenn sie jagen, guter Vater'“ antwortet Diane, „laß sie jagen.“

„Eilen wir, Johanna,“ sagte Saint-Luc, „ich möchte schon in Meridor seyn.“

Und Beide spornten ihre Pferde, die dann in zwei bis drei Meilen den Raum durchflogen, dann plötzlich stehen blieben, um ihren Gebietern Muße zu lassen, ein unterbrochenes Gespräch wieder aufzunehmen, oder einen schlecht gegebenen Kuß zu verbessern.

So ward der Weg von Chartres nach Mans zurückgelegt, wo die beiden beinahe beruhigten Gatten sich einen Tag aufhielten, dann am nächsten Tage nach diesem, der wieder eine glückliche Station auf diesem glücklichen Wege war, den sie verfolgten, ritten sie, mit dem festen Willen, noch am nämlichen Abende in Meridor anzukommen, in die sandigen Wälder, welche sich damals von Guécelard bis Ecomoy hindehnten. Darin angekommen, glaubte Saint-Luc, aller Gefahr entgangen zu seyn, er, welcher den abwechselnd aufbrausenden und trägen Humor des Königs kannte, der, je nach der Stimmung des Geistes, worin er sich befand, im Augenblicke der Abreise von Saint-Luc zwanzig Kuriere und hundert Gardisten mit dem Befehle ihnen nachgeschickt haben mußte, sie todt oder lebendig zurückzubringen, oder sich damit begnügt hatte, einen schweren Seufzer auszustoßen, seine Arme einen Zoll weiter als gewöhnlich aus dem Bette ziehend, und murmelnd: „O! Verräther Saint-Luc, warum habe ich Dich nicht früher gekannt?“

Nun aber, da die Flüchtlinge von keinem Kurier waren eingeholt worden, und sie auch keinen Gardisten gesehen hatten, war es wahrscheinlich, daß Heinrich III., anstatt in seinem aufbrausenden Humor gewesen zu seyn, in seinem trägen Humor sich befunden hatte. Dieß war's, was Saint-Luc sagte, indem er von Zeit zu Zeit einen Blick auf jene einsame Straße zurück warf, auf welcher nicht der mindeste Verfolger erschien.

„Gut,“ dachte er, „der Sturm wird auf jenen armen Chicot gefallen seyn, welcher, obgleich er ein Narr ist, und vielleicht selbst gerade deßhalb, weil er ein Narr ist, mir einen so guten Rath gegeben hat... Ich werde mit irgend einen mehr oder weniger geistvollen Anagramme davon kommen.“

Und Saint-Luc erinnerte sich eines schrecklichen Anagramms, das Chicot am Tage seiner Gunst auf ihn gemacht hatte. Plötzlich spürte Saint-Luc die Hand seiner Frau, die auf seinem Arme ruhte. Er fuhr zusammen. Dieß war keine Liebkosung.

„Was giebt's denn?“ fragte er.

„Schau um,“ erwiederte Johanna.

Saint-Luc wendete sich um, und sah am Horizonte einen Reiter, des nämlichen Weges ziehend, wie sie, und der sein Pferd sehr anzutreiben schien.

Dieser Reiter war auf der Höhe des Weges, er hob sich scharf ab von dem glanzlosen Himmel, und erschien durch diese Wirkung der Perspektive, welche unsere Leser bisweilen bemerkt haben müssen, in dieser Stellung größer als von Natur. Dieses Aufeinandertreffen schien Saint-Luc von schlimmer Vorbedeutung, sey's wegen der Stimmung seines Geistes, den die Wirklichkeit in der bezeichneten Hinsicht Lügen zu strafen schien, sey's weil er wirklich und trotz der Ruhe, die er affectirte, noch irgend eine Wiederkehr der Launen des Königs Heinrich III. fürchtete.

„Ja, in der That," sagte er, wider Willen erblassend, „da unten ist ein Reiter."

„Laß uns fliehen," versetzte Johanna, ihrem Pferde die Sporen gebend.

„Nein," erwiederte Saint-Luc, dem die Besorgniß, die er empfand, seine Kaltblütigkeit nicht rauben konnte, „dieser Reiter ist allein, so viel ich bemerken kann, und wir dürfen vor einem einzigen Manne nicht fliehen. Reiten wir aus dem Wege, und lassen wir ihn vorbeiziehen; wenn er vorüber seyn wird, werden wir unsern Weg fortsetzen."

„Aber wenn er stille hält?"

„Nun denn! wenn er stille hält, werden wir sehen, mit wem wir es zu thun haben, und darnach handeln."

„Du hast Recht," sagte Johanna, „und ich hatte Unrecht, mich zu fürchten, da mein Saint-Luc da ist, mich zu beschützen."

„Thut nichts, laß uns immerhin fliehen," entgegnete Saint-Luc, einen letzten Blick auf den Unbekannten werfend, der, sie erblickend, sein Pferd in Galopp gesetzt hatte; „denn es ist eine Feder auf seinem Hute, und unter diesem Hute eine Krause, welche mir einige Besorgnisse einflößen."

„O! mein Gott! wie können eine Feder und eine Krause Dich beunruhigen?" fragte Johanna, ihren Gatten folgend, der den Zügel ihres Pferdes ergriffen hatte, und es mit sich in den Wald zog.

„Weil die Feder eine Farbe hat, die in diesem Au-

genblicke bei Hof sehr in der Mode ist, und die Krause von einem sehr neuen Schnitte; nun aber ist dieß eine von jenen Federn, deren Färbenlaßen sehr theuer zu stehen käme, und dieß eine von jenen Krausen, deren Stärken den Mansaner-Edelleuten zu viele Mühe kosten würde, als daß wir es mit einem Landsmanne von jenen schönen gemästeten Hühnern zu thun haben, welche Chicot so sehr liebt. Sporne, sporne, Johanna; dieser Reiter macht auf mich die Wirkung eines Gesandten des Königs, meines erlauchten Gebieters."

„Laß uns spornen," erwiederte die junge Frau, zitternd wie das Laub bei dem Gedanken, von ihren Gatten getrennt werden zu können. Allein dieß war leichter zu sagen, als auszuführen. Die Föhren waren sehr dicht gepflanzt, und bildeten eine wahre Mauer von Aesten, je mehr die Pferde bis an die Brust in das sandige Terrain drangen. Inzwischen näherte sich der Reiter blitzschnell, und man hörte den Galopp seines Pferdes auf dem Abhange des Berges donnern.

„Gewiß will er uns zu Leibe, Jesus Gott!" rief die junge Frau.

„Meiner Treu," erwiederte Saint-Luc stillhaltend, „wenn er uns zu Leibe will, so laß uns sehen, was er will; denn absteigend wird er uns immerhin einholen."

„Er hält stille," sagte die junge Frau.

„Und steigt sogar ab," bemerkte Saint-Luc, „er geht in den Wald. Ah! meiner Treue, wär' er der Teufel in Person, ich geh' ihm entgegen."

„Warte,“ sagte Johanna, ihren Gatten zurückhaltend. „Warte, er ruft, dünkt mir.“

In der That ging der Unbekannte, nachdem er sein Pferd an eine der Föhren am Saume des Waldes angebunden hatte, in diesen hinein, indem er rief: „He! mein Edelmann! mein Edelmann! flüchten Sie sich doch nicht, tausend Teufel! ich bring' Ihnen etwas, was Sie verloren haben.“

„Was sagt er denn?“ fragte die Gräfin.

„Meiner Treue,“ erwiederte Saint-Luc, „er sagt, daß wir etwas verloren haben.“

„He! mein Herr,“ fuhr der Unbekannte fort, „mein kleiner Herr, Sie haben im Gasthause zu Courville Ihr Armband vergessen. Was Teufels! ein Frauenporträt verliert man nicht so, vorzüglich das Porträt der sehr achtungswerthen Frau von Cossé. Dieser lieben Mama zu Liebe lassen Sie mich also nicht so laufen.“

„Ich kenne ja diese Stimme,“ rief Saint-Luc aus.

„Und dann spricht er von meiner Mutter mit mir.“

„Haben Sie also dieses Armband verloren, mein Liebchen?“

„Ei mein Gott ja! Erst heute früh hab' ich es vermißt. Ich konnte mich nicht erinnern, wo ich es zurückgelassen habe.“

„Das ist ja Bussy,“ rief Saint-Luc plötzlich aus.

„Der Graf von Bussy,“ fragte Johanna ganz bewegt, „unser Freund?“

„Gewiß, unser Freund,“ sagte Saint-Luc, mit eben

o viel Eifer ihm entgegen eilend, als er Mühe angewendet hatte, ihm auszuweichen.

„Saint-Luc! Ich hatte mich also nicht getäuscht," agte die sonore und fröhliche Stimme von Bussy, der, nit einem einzigen Sprunge, neben den beiden Ehegatten ich befand. „Guten Morgen, Madame," fuhr er fort, n ein schallendes Gelächter ausbrechend, und indem er der Gräfin das Porträt überreichte, welches sie wirklich im Gasthause zu Courville, wo die Reisenden, wie man ich erinnert, übernachteten, vergessen hatte.

„Kommen Sie, um uns im Namen des Königs zu erhaften, Herr von Bussy?" fragte Johanna lächelnd.

„Ich? Meiner Treue, nein; ich gehöre nicht in solchem Grade zu den Freunden Seiner Majestät, daß Dieselben nir ihre Vertrauensmission übertrügen. Nein, ich abe Ihr Armband zu Courville gefunden; dieß hat ir angedeutet, daß Sie mir auf dem Wege vorngingen. Ich habe dann mein Pferd angetrieben, Sie blickt, vermuthet, daß Sie es wären, und ohne es zu ollen, Jagd auf Sie gemacht. Entschuldigen Sie mich."

„Also hat nur der Zufall Sie veranlaßt, den nämchen Weg einzuschlagen, wie wir?" fragte Saint-Luc it einer letzten Regung des Argwohnes.

„Der Zufall," antwortete Bussy, „und nun, da ich ie getroffen habe, werde ich sagen . . . die Vorsehung."

Und der letzte Zweifel in Saint-Luc's Innerem verhwand vor dem so glänzenden Auge und so aufrichgen Lächeln des schönen Edelmannes.

„Sie reisen also," sagte Johanna.

„Ich reise," versetzte Bussy, wieder sein Pferd besteigend.

„Aber nicht wie wir."

„Nein, leider."

„Nicht wegen Ungnade, wollte ich sagen."

„Meiner Treue, es fehlt nicht viel dazu."

„Und Sie gehen?"

„Angers zu. Und Sie?"

„Wir auch."

„Ja, ich begreife, Brissac ist ein Dutzend Meilen von hier, zwischen Angers und Saumur; Sie suchen eine Zuflucht in der väterlichen Behausung, wie verfolgte Tauben, das ist charmant, und ich würde Ihr Glück beneiden, wenn der Neid nicht ein so garstiger Fehler wäre."

„Ei, Herr von Bussy," entgegnete Johanna mit einem Blicke voll Dankbarkeit, „heirathen Sie, und Sie werden eben so glücklich seyn, als wir es sind; das Glück ist eine leichte Sache, ich schwör's Ihnen, wenn man sich liebt."

Und sie schaute Saint-Luc lächelnd an, wie zur Berufung auf sein Zeugniß.

„Madame," sagte Bussy, „ich mißtraue derlei Glückszuständen; nicht Jedermann hat die Aussicht, zu heirathen wie Sie, mit Privilegium des Königs."

„Gehen Sie doch, Sie, der überall geliebte Mann."

„Wenn man überall geliebt ist, Madame," erwie-

erte Bussy seufzend, „so ist's, wie wenn man es nir-
ends wäre."

„Wohlan!" sagte Johanna mit einem Blicke des
Einverständnisses auf ihren Gatten, „lassen Sie mich
Sie verheirathen; dieß wird sogleich einer hübschen An-
ahl eifersüchtiger Ehemänner, die ich kenne, Ruhe ver-
haffen, und zugleich verspreche ich, jenes Glück Ihnen
u bereiten, dessen Daseyn Sie läugnen."

„Ich läugne nicht, daß das Glück existire, Madame,"
ersetzte Bussy mit einem Seufzer; „ich läugne nur, daß
eses Glück für mich bestimmt sey."

„Wollen Sie, daß ich Sie verheirathe?" wiederholte
rau von Saint-Luc.

„Wenn Sie mich nach Ihrem Geschmacke verhei-
athen, nein, wenn Sie mich nach meinem Geschmacke
rheirathen, ja."

„Sie sagen dieß wie ein Mann, der entschlossen ist,
n Hagestolz zu bleiben."

„Vielleicht."

„Sie sind also in eine Frau verliebt, die Sie nicht
irathen können?"

„Graf," sagte Bussy, „haben Sie doch die Güte,
rau von Saint-Luc zu bitten, daß sie mir nicht tau-
nd Dolche in das Herz bohre."

„Ah! nehmen Sie sich in Acht, Bussy, Sie werden
r weiß machen, daß meine Frau es ist, in die Sie
rliebt sind."

„In diesem Falle werden Sie mir mindestens zuge-

stehen, daß ich ein Liebhaber voll Zartgefühl bin, und die Ehemänner sehr Unrecht haben, auf mich eifersüchtig zu seyn."

„Ah! es ist wahr," erwiederte Saint-Luc, sich erinnernd, daß Bussy ihm seine Frau in das Louvre gebracht hatte. „Gleichviel, gestehen Sie, daß Ihr Herz irgendwo gefangen ist."

„Aus Liebe oder Laune?" fragte Johanna.

„Aus heftiger Liebe, Madame."

„Ich werde Sie heilen."

„Ich glaube nicht."

„Ich werde Sie verheirathen."

„Ich zweifle daran."

„Und ich werde Sie so glücklich machen, als Sie es zu seyn verdienen."

„Ach! Madame, mein einziges Glück ist jetzt, unglücklich zu seyn."

„Ich bin sehr hartnäckig, damit Sie es nur wissen," sagte Johanna.

„Und ich erst!" versetzte Bussy.

„Graf, Sie werden nachgeben."

„Ei, Madame," sagte der junge Mann, „wir wollen als gute Freunde reisen. Verlassen wir vor Allem diese Sandgrube, wenn es Ihnen beliebt, dann werden wir zum Nachtquartier jenes liebliche kleine Dorf erreichen, das dort unten in der Sonne leuchtet."

„In diesem oder in irgend einem andern."

„Gleichviel, ich gebe keinem den Vorzug."

„Sie begleiten uns also."

„Bis zu dem Orte, wohin ich gehe, woferne Sie
ichts dagegen einzuwenden haben."

„Gar nichts, im Gegentheile. Aber thun Sie Besse-
es, gehen Sie dorthin, wohin wir gehen."

„Und wohin gehen Sie?"

„In das Schloß Meridor."

Das Blut stieg Bussy in's Gesicht, und strömte ge-
n sein Herz zurück. Er wurde sogar so blaß, daß
in Geheimniß verrathen gewesen wäre, wenn nicht Jo-
nna gerade in diesem Momente ihren Gatten lächelnd
geschaut hätte.

Bussy hatte also Zeit, sich zu fassen, während die
iden Ehegatten, oder vielmehr die beiden Liebenden,
Gespräch durch die Augen hielten, und der jungen
au Schelmerei mit Schelmerei zu vergelten; nur be-
nd seine Schelmerei in einem völligen Schweigen über
ne Absichten.

„In das Schloß Meridor, Madame," sagte er, als
wieder Kraft genug besaß, diesen Namen auszu-
echen. „Was soll's mit diesem Schlosse? Ich bitte Sie."

„Es ist das Landgut von einer meiner guten Freund-
en," antwortete Johanna.

„Von einer Ihrer guten Freundinnen..., und
..." fuhr Bussy fort, „auf ihrem Landgute ist?"

„Gewiß," versetzte Frau von Saint-Luc, die von
seit zwei Monaten in Meridor vorgefallenen Ereig-
en durchaus nichts wußte; „haben Sie denn niemals

vom Baron von Meridor, einen der reichesten Barone im Poitou, sprechen hören, und..."

„Nein, Madame," erwiederte Bussy, durch die Gemüthsbewegung fast des Athems beraubt.

Und ganz stille fragte sich der schöne Edelmann, während Johanna wieder mit einem sonderbaren Ausdrucke ihren Gatten anblickte, fragte sich der schöne Edelmann, sagen wir, durch welches seltsame Glück er auf dieser Straße so mir nichts Dir nichts Leute fand, die von Diane von Meridor mit ihm sprachen, das Echo des einzigen Gedankens bildend, den er im Herzen trug. War's eine Ueberraschung? Dieß schien nicht wahrscheinlich; war's eine Falle? Dieß war fast unmöglich. Saint-Luc war schon nicht mehr in Paris, als er zur Frau von Monsoreau gegangen war, und als er vernommen hatte, daß Frau von Monsoreau Diane von Meridor hieß.

„Ist's noch weit hin bis zu jenem Schlosse, Madame?" fragte Bussy.

„Etwa sieben Meilen, glaub' ich, und ich möchte wetten, daß wir dort, und nicht in Ihrem kleinen, in der Sonne leuchtenden Dorfe, auf das ich zudem, wie Sie so eben gesehen, kein Vertrauen gehabt habe, heute Nacht schlafen werden. Sie gehen mit, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Nun," sagte Johanna, „dieß ist schon ein Schritt dem Glücke zu, das ich Ihnen vorschlug."

Bussy verbeugte sich, und ritt neben den beiden

jungen Ehegatten fort, die in Folge der Verbindlichkeiten, die sie ihm schuldeten, sehr erfreut schienen. Eine Zeit lang schwiegen sie Alle. Endlich wagte es Bussy, der noch viele Dinge zu erfahren wünschte, zu fragen. Dieß war das Vorrecht seiner Lage, und er schien übrigens entschlossen, davon Gebrauch zu machen.

„Und was ist dieser Baron von Meridor, von dem Sie mit mir sprachen," fragte er, „der Reicheste im Poitou, für ein Mann?"

„Ein vollkommener Edelmann, ein tapferer Held aus den alten Zeiten, ein Ritter, welcher, hätte er zur Zeit des Königs Arthur gelebt, sicher einen Platz an der Tafelrunde würde erhalten haben."

„Und an wen hat er seine Tochter verheirathet?" fragte Bussy, das Muskelspiel seines Antlitzes, und die Krampfung seiner Stimme bewältigend.

„Seine Tochter verheirathet?"

„Darum frage ich."

„Diane verheirathet?"

„Läge hierin etwas Außerordentliches?"

„Nein; aber Diane ist nicht verheirathet; gewiß, ich wäre die Erste gewesen, die von dieser Heirath Nachricht bekommen hätte."

Bussy's Herz hob sich, und ein schmerzlicher Seufzer drängte sich durch seine gekrampfte Kehle.

„Das Fräulein von Meridor ist also im Schloße bei ihrem Vater?" fragte er.

„Wir hoffen es wohl," antwortete Saint-Luc, diese

Antwort betonend, um seiner Frau zu zeigen, daß er sie verstanden habe, ihre Ideen theile, und ihren Plänen beistimme.

Eine Pause des Schweigens trat ein, während welcher sich Jedes seinen Gedanken überließ.

„Ah!" rief plötzlich Johanna aus, in ihren Steigbügeln sich erhebend, „da sind die Thürmchen des Schlosses. Da, da, sehen Sie, Herr von Bussy, inmitten dieser blätterlosen großen Wälder, die aber in einem Monate so schön seyn werden; sehen Sie dort das Schieferdach?"

„O! ja, gewiß," versetzte Bussy mit einer Gemüthsbewegung, über welche dieses muthige, bis jetzt ein wenig wild gebliebene Herz, selbst staunte, „ja, ich sehe. Also dieß ist das Schloß von Meridor."

Und in Folge einer natürlichen Gegenwirkung des Gedankens, erinnerte er sich, bei dem Anblicke dieser, selbst zur Zeit der trauernden Natur, so schönen und so reichen Landschaft, bei dem Anblicke dieser herrschaftlichen Wohnung, an die arme in den Nebeln von Paris und in dem erstickenden Aufenthalte in der Straße Saint-Antoine, begrabene Gefangene. Dießmal seufzte er wieder, aber nicht mehr bloß aus Schmerz. Durch wiederholtes Glückverheißen hatte Frau von Saint-Luc ihm Hoffnung gegeben.

Ende des zweiten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die Dame von Monsoreau Historisch-romantisches Sittengenälde aus den Zeiten Heinrichs III., Königs von Frankreich

Bd.: 2

Augsburg (1846)

P.o.gall. 303 s-9,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088993-0